053
WOCH

DIE WOCHE

Nummer 22. Berlin, den 31. Mai 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 22.

Seite
Die sieben Tage der Woche 897
Nach dem Kriege. Balkanerlebnisse und Erkenntnisse. Von Kurt Aram.
1. Bulgarische Bauern 897
Ein Gartenfest der Berliner Gesellschaft. (Mit 3 Abbildungen) 900
Das Ansteckfräuschen. Plauderei von Dr. Ernst Franck 901
Der Goldfund von Eberswalde. (Mit 3 Abbildungen) 902
Unsere Bilder 903
Die Toten der Woche 904
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 905
Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück (Fortsetzung) 913
In der Eiderniederung. Von Timm Kröger 919
Wiesenrast. Gedicht von Victor von Uthmann 920
Der neue chinesische Gesandte in Berlin. Von Heinrich Blankenburg. (Mit 6 Abbildungen) 921
Eine Fahrt nach Südwestalaska. Von Dr. Reinhard Thom. (Mit 7 Abbildungen) 924
Die Kinder des Genies. Roman von Marie Luise Becker (Schluß) . . . 928
Neue Moden. (Mit 12 Abbildungen) 931
Ein Kapitel vom Pudding. Von Wilhelmine Bird. (Mit 4 Abbildungen) 935
Bilder aus aller Welt 937

Die sieben Tage der Woche.

22. Mai.

Zur Teilnahme an der Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise treffen der Kaiser von Rußland, der Herzog und die Herzogin von Cumberland und die Großherzoginwitwe Luise von Baden in Berlin ein.

Die Zweite Kammer des elsaß-lothringischen Landtags nimmt einstimmig bei einer Stimmenthaltung eine Resolution an, in der die Bestrebungen der Regierung, Ausnahmebestimmungen für die Reichslande in das Preß- und Vereinsgesetz aufzunehmen, mißbilligt werden.

In mehreren französischen Garnisonen finden neue Kundgebungen der Auflehnung gegen die Verlängerung der Dienstzeit statt.

23. Mai.

Die französische Kammer spricht nach erregten Erörterungen mit 348 Stimmen gegen 180 Stimmen aus, daß sie die Maßnahmen der Regierung zur Unterdrückung der Straßenkundgebungen gegen die Verlängerung der Dienstzeit billigt.

Aus Athen kommt die Nachricht von einem erbitterten Kampf, der sich zwischen Griechen und Bulgaren im Osten der Halbinsel Chalkidize entsponnen hat.

24. Mai.

Im Königlichen Schloß zu Berlin findet die Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit dem Prinzen Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg statt. Die Trauung in der Schloßkapelle vollzieht der Oberhof- und Domprediger Dr. Dryander (Abb. S. 906).

Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen feiern in Berlin das Fest der silbernen Hochzeit (Abb. S. 911).

Der Zar verläßt vom Anhalter Bahnhof aus Berlin und kehrt nach Rußland zurück.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der unter amerikanischer Flagge fahrende Dampfer „Nevada" im Hafen von Smyrna infolge Auflaufens auf eine Mine untergegangen ist. Von 200 Passagieren, die sich an Bord befanden, wurden 80 gerettet.

25. Mai.

Der Deutsche Flottenverein hält in Bremen seine 13. Hauptversammlung ab.

In Paris wird vor dem Tor von St.-Germain unter freiem Himmel eine von mehr als 100000 Personen besuchte Protestversammlung gegen die Verlängerung der Dienstzeit abgehalten.

26. Mai.

Aus Saloniki wird gemeldet, daß die Bulgaren die griechischen Stellungen vor Soros (nordöstlich von Saloniki) angegriffen und die Griechen zurückgedrängt haben.

Serbien läßt durch seinen Gesandten in Sofia die Erklärung abgeben, daß es eine Revision des serbisch-bulgarischen Bündnisvertrages wünsche.

Dem Reichstag geht ein Gesetz zu, durch das die Strafen für den Verrat militärischer Geheimnisse bedeutend verschärft werden.

27. Mai.

Der König und die Königin von England treten von Berlin aus die Rückreise nach London an.

Der Reichstag nimmt seine Arbeiten nach den Pfingstferien wieder auf.

Die französische Kammer bewilligt mit 386 gegen 165 Stimmen die Forderungen für die Einbehaltung des dritten Jahrgangs bei den Fahnen.

Sir Edward Grey teilt den Delegierten der Balkanstaaten mit, daß der Präliminar-Friedensvertrag, so wie er sei, unterzeichnet werden müsse.

28. Mai.

In Ramsgate auf der Insel Thanet stirbt, 79 Jahre alt, der Naturforscher Lord Avebury, früher Sir John Lubbock.

Nach dem Kriege.

Balkanerlebnisse und Erkenntnisse. Von Kurt Aram.

I. Bulgarische Bauern.

Am Fuß des Witosch, der sich über 2200 Meter hoch aus der Ebene, in der Sofia liegt, wie ein Vulkankegel erhebt, dessen Spitze bis tief in den Hochsommer hinein von Schnee überstäubt ist wie eine Torte von Zucker, liegt acht Kilometer von der Hauptstadt entfernt das Dorf Bojana. Einst war es stark befestigt, und auch heute noch umgibt fast jedes Haus, das meist in einem dürftigen Gärtchen steht, wo einige Lämmer grasen und ein paar Schweine grunzen, eine mannshohe Mauer aus übereinandergetürmten Syenitsteinen und -blöcken. So macht das Dorf auf den ersten Blick einen recht wilden, zuweilen fast troglodytenhaften, unter allen Umständen aber einen sehr originellen Eindruck. Da man von hier aus auch noch einen reizvollen Blick auf Sofia, seine Ebene und den Balkan, der sie umgrenzt, haben kann, wird das Dorf von Fremden häufiger besucht. Auch der Zar zeigt es seinen Gästen gern als Sehenswürdigkeit.

Bojana ist ein armes Dorf wie so viele Dörfer in Westbulgarien, wo des Landes Hauptstadt liegt. Die Bodenverhältnisse sind hier ungünstiger als in Nord- und Südbulgarien, und die westbulgarische Landbevölkerung zählt zu der kinderbegabtesten des Königreichs. Der westbulgarische Bauer, ob er nun im Umkreis der Hauptstadt oder in der Gegend von Samokow und Rudomir sein kleines Feld bestellt, gilt als beschränkt und

Copyright 1913 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

engherzig, wobei dahingestellt sein mag, ob diese Eigenschaften nicht von den Bewohnern Sofias, die sich als überlegene Großstädter fühlen, ein wenig übertrieben werden.

Die Verhältnisse in Bojana kann man wohl als typisch für die westbulgarische Kleinbauernschaft gelten lassen. Betrachten wir sie etwas näher, so kennen wir ziemlich genau die westbulgarische Situation *nach* dem Krieg, obwohl der Balkankrieg *formell* noch nicht zu Ende war, als ich im April und Mai das Land bereiste. In Wirklichkeit wurde seit dem Fall von Adrianopel nirgends mehr ernsthaft gekämpft; und wenn das Militär auch noch nicht entlassen war, so beeinträchtigte das die Einsicht in die wirtschaftliche Situation schon deshalb nicht, weil damals die Frühjahrsbestellung auch ohne die wehrfähige Mannschaft in der Hauptsache schon durchgeführt war und die Ernte, bei der die Männer noch schwerer zu entbehren sind, ja erst bevorsteht. Hier liegt auch ein Hauptgrund, weshalb die bulgarische Regierung seit vielen Wochen und von Woche zu Woche energischer und fast schon ein wenig nervös zum Frieden drängt. Sie will die drei Viertel Millionen Männerarme, die immer noch das Gewehr halten, wenigstens für die Ernte wieder freihaben. Wie wichtig das ist, wird ohne weiteres klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß zehn Prozent der Gesamtbevölkerung seit sieben Monaten der Friedensarbeit entzogen werden mußten, und daß diese zehn Prozent die männliche Arbeitskraft zwischen zwanzig und vierzig Jahren darstellen, also die wertvollste und tüchtigste.

Für die westbulgarische Bauernschaft aber waren diese sieben Monate noch schwerer als für die nord- und südbulgarische. Nicht nur der ungünstigeren Bodenverhältnisse wegen. Mag es in Friedenzeiten auch ein Vorzug sein, die Hauptstadt in der Nähe zu haben; wenn es ums Leben geht, kann es ein Nachteil werden, da man der allzu nahen Regierung so leicht nichts vorschwindeln kann. Nordbulgarien hingegen ist weit vom Schuß. Als dort Pferde und Zugvieh requiriert wurden, konnte man die Regierung leicht ein wenig nasführen. Dörfer, die zwanzig Pferde stellen sollten, stellten z. B. nur zwei, denn der Vorsitzende der Requisitionskommission, der meist mit dem Ortsschulzen identisch war, behauptete einfach, mehr brauchbare Pferde seien nicht vorhanden, und so europäisch ist man auf dem Balkan denn doch noch nicht, daß man den Schulzen ohne weiteres der Lüge überführen konnte. Mancher, den ich kennen lernte, war sehr stolz auf diesen Trick, demzufolge Nordbulgarien lange nicht so von Pferden, Zug- und Schlachtvieh entblößt wurde. Und jetzt, nach dem Krieg, wird die Regierung gern ein Auge zudrücken, zumal ihr Vieh jetzt mehr gelten muß als Wahrheit. Außerdem ging es ja auch so.

Ferner besitzt Nord- und Südbulgarien noch über eine halbe Million muselmanische Untertanen, die dem Westen abgehen. Bulgarien war klug genug, keinen muselmanischen Untertan zum Kampf gegen die Türken einzuziehen, während die Türkei so töricht war, zu glauben, ihre christlichen Untertanen gegen Christen mit Erfolg ins Feld stellen zu können. Nord- und Südbulgarien hatte so über eine halbe Million Menschen mehr für Feld- und andere Arbeit zur Verfügung als der Westen. Und da diese Muselmanen nach allgemeinem Urteil in den ganzen sieben Monaten musterhafte bulgarische Untertanen waren, bedeuteten sie für den Osten und Süden eine große Hilfe. Kein Wunder, daß hier die bäuerliche Friedensarbeit trotz des Krieges allzu sehr litt.

Aber auch der Westen wußte sich zu helfen. Vom Heroismus des bulgarischen Soldaten haben wir vielerlei gelesen. Der Heroismus der bulgarischen Frau, die, als Mann und Sohn zur Flinte griffen, den Pflug führte und alle Männerarbeit noch zu der Frauenarbeit auf die Schulter nahm, ist nicht weniger bewundernswert. Ist das junge Königreich stolz auf seine Männer und ihre kriegerischen Leistungen, so hat es nicht weniger Grund, stolz zu sein auf seine Frauen und Mütter, ohne deren zähe, unermüdliche Arbeit gerade für ein Bauernland wie Bulgarien eine wirtschaftliche Katastrophe wohl unvermeidlich gewesen wäre. Daß die Frauen und Mädchen sich geplagt und gearbeitet haben wie Männer, dem hat es Bulgarien in erster Linie zu verdanken, daß sich die Katastrophe zu einer Krise gemildert hat, über die ein im Grund doch sehr primitiver wirtschaftlicher Organismus, wie ihn Bulgarien zurzeit noch darstellt, viel leichter hinwegkommen wird als jeder andere.

Das Dorf Bojana zählt ungefähr 2000 Einwohner. Zum Krieg hat es 250 Soldaten gestellt, also mehr als 10 v. H. Bis jetzt weiß man, daß acht von den 250 gefallen sind, und daß es sehr viel Verwundete gab, worüber genaue Mitteilungen noch nicht vorliegen. Vor dem Krieg besaß das Dorf 270 Stück Großvieh. Jetzt sind ihm davon noch 60 Stück geblieben, und zwar naturgemäß das schlechtere Material, so daß der besser gestellte Bauer, dem sein gutes Vieh gleich genommen wurde, schlimmer daran ist als der geringere Bauer, dem sein minderwertiges Vieh zum großen Teil wenigstens verblieb, wenn er sich zurzeit auch mit dem besser gestellten Bauer in seine Arbeitskraft teilen muß.

Zum erstenmal wanderte ich von dem freundlichen Knjaschewo nach Bojana und war betroffen, wie außer den Maisfeldern fast alles Land, wenn auch oft nach der wenig rationellen Dreifelderwirtschaft, die immer noch vorherrscht, regulär bebaut war. Wesentlich anders konnte es in Friedenzeiten auch nicht sein. Auf dem Weideland sah man allerdings nur Schafe und kein Rindvieh, und es wurde meist von Kindern, aber nicht wie sonst von ausgewachsenen Hirten gehütet. Gegen die Regierungstatistik, die da behauptete, daß 95 Prozent des nutzbaren Landes unter den Pflug gekommen sei, war ich mißtrauisch, und dies Mißtrauen wurde noch verstärkt, als ich auf der langen, langsamen Fahrt von Belgrad bis Sofia, die ungefähr vierundzwanzig Stunden dauerte, zwar alle hundert Meter einem Soldaten dritten Aufgebots, der mit aufgepflanztem Bajonett vor seiner Hütte aus Maisstroh oder getrocknetem Mist stand, in das bärtige Antlitz blicken konnte, aber sonst meist unbearbeitete Maisstoppelfelder und teilweise sehr versumpftes Weideland zu sehen bekam. Meine eigenen Augen belehrten mich dann aber in den nächsten Wochen sowohl im Umkreis von Sofia, Samokow und Rudomir wie im Landkreis Philippopel und in der Gegend von Rustschuk und Schumla, daß, mögen 95 Prozent auch zu hoch gegriffen sein, doch sicherlich 80 Prozent der nutzbaren Fläche auch in diesem Jahr bestellt worden sind. Die Gesamtfläche benutzbaren Landes wird in Bulgarien auf 7½ Millionen Hektar angegeben. Davon ist über die Hälfte Privatgrundbesitz, von dem Rest wiederum die Hälfte Gemeindegrundbesitz. Was dann noch bleibt, gehört zumeist dem Staat (Forsten und Weiden), und nur ein ganz minimaler Teil ist Kirchen-,

Schulen- oder Moscheengut. In die fast vier Millionen Hektar Privatgrundbesitz teilen sich gegen 800,000 Einzelwirtschaften. Davon sind gegen 70 Prozent Mittelbauernbetrieb, gegen 30 Prozent Parzellenbetrieb, und der Großgrundbesitz macht noch nicht ein halbes Prozent aus, spielt also überhaupt keine Rolle. Das Wohl und Wehe des Landes hängt am Mittelbauernbetrieb (5 bis 20 Hektar). Im großen und ganzen hat er auch in diesem Jahr, trotzdem die Männer fehlten, dank der Tüchtigkeit der Frauen seine Schuldigkeit getan. Diese breite, gesunde und feste Grundlage des ganzen ökonomischen Gebäudes ist also nicht über Gebühr erschüttert worden. Sie hat ausgehalten und die Last, die auf ihr ruhte, wenn auch nicht ohne Seufzen, zu tragen vermocht. Hinzukommt, daß der Staat dem Kleinbauern und Parzellenbesitzer helfend unter die Arme griff, wenn er wirtschaftlich zu versinken drohte. Er tat dies in Gestalt von dreimal abgestuften, überaus billigen Darlehen an hilfsbedürftige Kleinbauern durch seine Agrikulturbank, ein mustergültiges Staatsinstitut für den ländlichen Personal- und Realkredit, dessen Ursprung übrigens auf die bäuerlichen Spar- und Darlehnskassen zurückgeht, wie sie der große türkische Reformator Michtad-Pascha, der einst Wali von Nordbulgarien gewesen, in der ganzen Türkei einzurichten versuchte. Ferner muß man die große Genügsamkeit des bulgarischen Bauern mit in Rechnung setzen. Wenn er einige Zwiebeln, etwas Schafkäse und Brot hat, begehrt er nichts mehr. So vermag sich trotz der schweren Zeiten die Masse der Bevölkerung, die ja Bauernbevölkerung ist, durchzufretten, und wenn wenigstens ein beträchtlicher Teil der Männerarme bis zur Ernte frei wird, wie man annehmen darf, wird der Bauernstand durch den Krieg und seine Folgen keinen allzu schweren Schaden erlitten haben. Aber selbst wenn die Männerarme für die Ernte noch nicht frei werden sollten, würde das noch lange kein so großes Unglück wie etwa in Deutschland bedeuten. Von Ende Mai an fällt nämlich in der Regel für Monate kein Regen mehr, so daß das Getreide, auch wenn es länger auf dem Feld liegen bleibt, nicht auswächst. Der bulgarische Bauer befindet sich in der angenehmen Lage, die Ernte nicht Hals über Kopf in Sicherheit bringen zu müssen. Er kann zuwarten und sich die Sache einteilen.

Als ich in Begleitung eines bulgarischen Einjährigen nach Bojana kam, lag das Dorf wie ausgestorben da. Auf den Feldern hatten wir nur wenige Frauen gesehen, wie sie den primitiven Pflug über die Maisstoppeln zogen. Wo waren sie alle, die Kinder, Frauen und Greise? Wir wanderten zwischen den Syenitmauern die verschlungenen Dorfpfade kreuz und quer, nur von wütendem Hundegebell begleitet. Endlich leuchtete es bunt zwischen den Zweigen. Auf den Stufen zu der kleinen, alten Kirche saßen sie, Weiber, Greise und Kinder, dicht zusammengedrängt wie Hühner auf der Stange, und lauschten einer jungen Frau, die einen Brief vorlas, den sie von ihrem Mann, der bei Tschataldscha lag, erhalten hatte. Sie ließen sich durch uns nicht stören, und wir hörten zu, bis die Frau zu Ende war. Dann kam an meinen Begleiter in Uniform die Frage, die in allen Dörfern, so viele ich auch besuchte, immer die erste war: „Wann kommen die Männer wieder?“ Mein Begleiter tröstete, so gut es ging. Die zweite Frage lautete, ob es denn wirklich mit dem Ungeziefer so schrecklich sei dort unten, wie die Männer schrieben? Und die dritte Frage hieß: ob die Türken denn wirklich, den Säbel zwischen den Zähnen, in jeder Hand eine Pistole, wie die Wilden auf ihre Männer losspränge? Überall auf dem Land wiederholten sich diese drei Fragen. Sie lagen den Zurückgebliebenen also am meisten auf dem Herzen. Und waren die Fragen beantwortet, so gut es gehen wollte, dann gingen die Frauen und Greise wieder ihrer Beschäftigung nach. Weiter reichte ihr Interesse an uns im allgemeinen nicht. Nur selten gelang es, einmal einen älteren Mann durch eine Tasse Tee, noch seltener mit Hilfe eines Schnapses zum Reden zu bringen. Der Westbulgare ist mißtrauisch, schweigsam, nüchtern und allem Fremden abhold.

Auch im Norden und Süden Bulgariens hat die westbulgarische Art Einfluß gewonnen. Nicht nur auf dem Land, sondern auch in den Städten. In Sofia ist sie, schon aus geographischen Gründen, maßgebend, und schon deshalb verdient sie noch einige Worte, denn der Westbulgare liefert nach meinen Beobachtungen den Schlüssel zum Charakter des ganzen Volkes und vor allem auch für seine Leitung, sieht man vom Zaren selbst ab. Der Westbulgare ist im allgemeinen ein untersetzter, dunkelhäutiger, zäher, aber keineswegs hübscher Mensch. Bei der Jugend fällt der Mangel an Beweglichkeit und Frische auf, was doch sonst erfreuliche Güter fast jeder Jugend sind. Der Erwachsene schreitet sehr verschlossen und mißtrauisch durchs Leben und schützt außerdem noch Rücken und Schulter im Winter durch zwei, im Sommer durch ein umfangreiches Lammfell — die Haare nach innen gekehrt — vor allen Einflüssen, die ihm von außen her an die Haut kommen könnten. Erst das Alter bringt diesem Bulgaren mit weißen Haaren, scharfen Zügen und hageren Gliedmaßen ein gewisses ehrwürdiges Aussehen. Erst dann wird er ein Mensch, der sich sehen lassen kann wie die meisten alten Bauern auch sonst auf der Welt.

An der Wiege der weiblichen Jugend haben die Grazien nicht gestanden. Nur selten sieht man ein hübsches Bauernmädchen. Aber auch ein solches wird fast von jedem Zigeunermädel ausgestochen, deren man nicht wenige findet. Diese untersetzten bulgarischen Mädchen haben fast männliche Züge und einen schweren Gang in ihren dicken, bunten Strümpfen. Der Wunsch nach einem gefälligen Äußern macht sich nur geltend in bunten Stickereien an den Röcken, klingenden Münzen an Hals und Mieder und in äußerst komplizierten Haartrachten. Z. B. wird das eigene Haar, nach Kräften durch Roßhaar vermehrt, zu einem Dutzend möglichst langer, rattenschwanzdünner Zöpfe zusammengedreht, die sich auf dem Rücken bis zu den Hüften herab in Form einer gewaltigen Lyra verschlingen. Das einzige, was bei diesen Mädchen an Musik erinnert.

Heiratet das Mädchen, so wird die Haarlyra durch das Lammfell ersetzt, von dem sich ein westbulgarischer Bauer und eine westbulgarische Bäuerin, wie es scheint, erst beim Tode trennen. Kurz, der ganze Menschenschlag hat durchaus nichts Bestechendes, was wir gerade bei Slawen doch häufig finden. Dieser Westbulgare wirkt gar nicht wie ein Slawe, sondern eher schon wie ein Hunne, trotzdem das Hunnenblut längst im Slawenblut untergegangen sein soll. Und doch verdankt meines Erachtens das Königreich gerade diesem wenig hübschen und verschlossenen Westbulgaren und seinem Einfluß auf das öffentliche und private Leben nicht zum wenigsten den Aufschwung des letzten Jahrzehnts und die Erfolge des letzten Krieges.

Dieser Westbulgare besitzt eine tiefe Abneigung gegen

jede Neuerung und gegen alles Fremde, wenn er sie auch nur selten laut werden läßt. So haßt er z. B. heute noch — wie der Türke — den Wald. Der Türke duldet keinen Wald in seiner Nähe, schon weil er jedem Rebellen sicheren Unterschlupf bietet. Ebenso denkt der Bulgare. Als der jetzige Zar seinerzeit viele Tausende Tannensetzlinge kommen und von den Forstbeamten einpflanzen ließ, riß der Bauer die Setzlinge nicht nur wieder aus, sondern nahm sich sogar die Mühe, sie mit der Krone wieder in die Erde zu stecken. Der Haß gegen alles Fremde und Neue könnte verhängnisvoll werden, fände er nicht in dem praktischen Blick des Bulgaren für das, was ihm Nutzen bringt, sein heilsames Gegengewicht. Beim Wald dauert es lange, bis man seinen Nutzen erkennt. Für andere fremde Dinge und Neuerungen, deren Vorteil auf der Hand liegt, ist der Bulgare schnell zu haben. Er ist ein sehr praktischer und nüchterner Rechner. Er bewertet alles rein nach dem praktischen Nutzen und wird in solcher Bewertung niemals durch Imponderabilien gehemmt. Wenn man ihn nach dem Zaren fragt, lautet die trockene Antwort: „Er ist der rechte Mann für uns, denn er nützt uns." Der Bulgare ist heute zu einem Bündnis mit Österreich bereit, wenn es ihm nützlicher erscheint als ein Bund mit Rußland. Er wird aber, ohne einen Augenblick zu zögern, ein solches Bündnis fallen lassen, wenn er sich morgen von Rußland einen größeren Vorteil verspricht. Und er wird sich übermorgen trotz des „Kreuzzuges" mit dem Türken verbünden, wenn ihm das vorteilhaft vorkommt. Mit Gefühlen oder Überredungskünsten ist bei ihm nichts zu machen. Weder politisch noch auch wirtschaftlich. Er bevorzugte lange Zeit englische landwirtschaftliche Maschinen, weil sie für ihn praktischer waren. Er bezieht jetzt solche Maschinen gern von Deutschland, weil die Deutschen sich nach seinen Bedürfnissen richten lernten, ebenso gut und billiger liefern. Er kauft jetzt fast nur deutsche Pflüge, weil er sie am besten und billigsten findet. Er gönnt zwar auch dem Franzosen nicht, daß er vor allen Ausländern die besten Geschäfte macht, aber er läßt ihn noch am ehesten gewähren, weil er weiß, daß die bulgarischen Anleihen zumeist in Frankreich untergebracht sind; und Frankreich versteht es meisterhaft, wenn es den Dreibund in Europa auch nicht umbringen kann, ihn auf dem Balkan wirtschaftlich zu schädigen, wo es nur geht. Was Deutschlands Handel und Industrie auf bulgarischem Boden gewonnen hat, verdankt es rein seiner Tüchtigkeit, und solange es gut und preiswert liefert, wird es an Boden immer mehr gewinnen können, denn seinen Vorteil erkennt der Bulgare sehr bald. Wo er ihn findet, dahin wendet er sich.

Wenn man einem bulgarischen Bauern, der mit seiner Ware zum Markt in die Stadt kommt — einen Zwischenhändler kennt und duldet der bulgarische Bauer nicht, er macht alles selbst — hundert Eier abkauft, und er hat hundertundein Ei im Korb, so wird er nie und nimmer dies eine Ei „zugeben", wie es wohl fast jeder europäische Bauer täte, sondern der Käufer wird auch dieses Ei zum marktgängigen Preis bezahlen müssen, oder der Bauer nimmt es wieder mit nach Hause, um es bei nächster Gelegenheit zu verkaufen. Selbst wird er es natürlich unter keinen Umständen essen. Mir erscheint dies als ein besonders typisches Beispiel zur Kennzeichnung des bulgarischen Bauern. Und wie er ist, ist im Grunde auch, wie ich im nächsten Artikel zeigen möchte, der Städter, dessen Großvater jedenfalls sebst noch Bauer war. Sehr oft noch der Vater.

Ein Gartenfest der Berliner Gesellschaft.

Hierzu 3 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Von links nach rechts: Gräfin von der Groeben (×), die Kronprinzessin, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

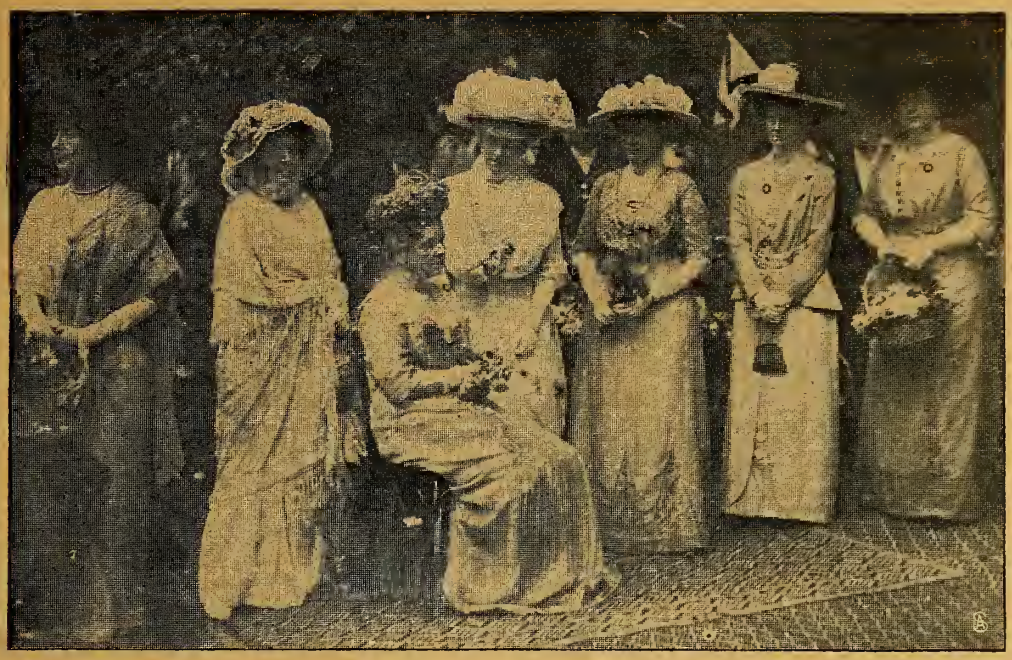
Das Gartenfest vom Roten Kreuz im Reichsamt des Innern in Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche".

Die Gärten des Reichsamts des Innern und des Auswärtigen Amts. Weite grüne Rasenflächen. Gelbbraune kiesbestreute Wege. Uralte breitästige Baumriesen. Nicht als ob man mitten im lauten, lärmenden Berlin wäre, sondern in dem gepflegten Park eines mächtigen Herrensitzes, der irgendwo draußen im Grünen träumt. Nur wie von fern dringt das Branden und Brausen der Großstadt herüber . . . .

Hier hatte der Deutsche Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien, Verband Großberlin, unter Leitung der Gräfin Günther von der Groeben zu einem Gartenfest geladen. Und es war ein Gartenfest in großem Stil, das auch einige kurze, schnell vorübergehende Regenschauer nicht trüben konnten. Ein buntes bewegtes Gesellschaftsbild. Zwischen den dunklen Anzügen der Herren und den glitzernden Uniformen der Offiziere die hellen duftigen Sommerkleider der Damen. Alles, was zu Berlin gehört, war erschienen. Rund dreitausend Menschen füllten die weiten Gärten.

Auch für künstlerische Genüsse, für Abwechslung und Zerstreuung, für Labung und



Von links nach rechts: Baronin van Barnbühler, Frau Dr. Goldmann, Frau von Delbrück, Frau von Siemens, Freifrau von Spitzemberg, Frau von Pfuel, Frl. Beseler.

Damen der Gesellschaft als Gäste beim Gartenfest im Reichsamt des Innern.

Erfrischung war nach jeder Richtung hin gesorgt worden. Hier wurde Kaffee, Tee, Bowle, Limonade gereicht, dort boten Damen der Gesellschaft Blumen und Lose feil; hier wurde eine lustige amerikanische Auktion veranstaltet, und zwei Militärkapellen sorgten für die musikalische Unterhaltung. Nicht zu vergessen die Vorführungen der Jugendwehr, die Gesangsvorträge des Berliner Lehrergesangvereins und die Darstellung aus dem „Sommernachtstraum" unter der Leitung von Max Reinhardt.

Unter den zahreichen Gästen befanden sich auch Mitglieder unseres Kaiserhauses und andere Fürstlichkeiten: die Kronprinzessin, das Prinzenpaar August Wilhelm, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, der Herzogregent Johann Albrecht von Braunschweig mit seiner Gemahlin, die Prinzessinnen von Holstein-Glücksburg und die Fürstin Pleß. O. K.

Das Ansteckſträußchen.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Wenn zu Großmamas Zeiten ein Herr seiner Dame eine Blume brachte, dann pflegte er wohl galant zu sagen: „Die Blume der Blume!" Was irgendwann einmal ein sprachunkundiger Ausländer, der eine Schachtel Pralines überreichte, etwas unglücklich so kopierte: „Die Schachtel der Schachtel!" Jenes Blumenkompliment, über dessen sanfte und altmodisch gezierte Galanterie viele unserer jungen Damen heute freilich etwas mitleidig lächeln würden, spricht jedoch sehr zart einen unverlierbaren Grundsatz der Damenmode aus: daß nämlich zum Ensemble der eleganten weiblichen Toilette eigentlich unbedingt Blumen gehören als eine Gattung von lieblichen Naturgebilden, mit denen die Frauen sehr viel reizende Ähnlichkeit besitzen, wie die Dichter schon seit mindestens dreitausend Jahren versichern.

Die Mode trägt diesem poetischen Gedanken denn auch dauernd und eifrig Rechnung. Sie garniert den Hut, zumal den Sommerhut, mit einer Fülle schönster Blumen. Sie durchwebt oder bestickt oder bedruckt die Stoffe mit oft entzückenden Blumenmustern. Sie webt sogar in die Schleier zarte Blumendessins hinein und bestickt den schleierdünnen Seidenstrumpf mit zierlichsten Blütengirlanden. Sie tut noch ein übriges, indem sie der eleganten Frau das Ansteckſträußchen darbietet.

Das kleine Blumenſträußchen, das gegenwärtig als Ansteckſträußchen oder Vorsteckſträußchen so sehr modern ist, hat, obwohl es schließlich doch immer irgendwo sitzen muß, keinen seßhaften Charakter. Es wandert. Es steckte früher einmal am Busen — als Busenſträußchen. Es schmückte auch schon das Haar. Kleine Mädchen stecken es hinters Ohr, wie sie sich zur Kirschenzeit ein Büschel reifer Kirschen übers Ohr hängen. Es zierte als Veilchenſträußchen den Avers des schweren, kostbaren Pelzmuffs. In der Hand, neben dem Spitzentaschentuch und den schwedischen Handschuhen, machte es sich immer gut. Bald saß es am Gürtel. Ballköniginnen trugen es auf der Achsel. Zuweilen schmückte es den Schirmgriff, und sehr moderne junge Damen knüpften es an den schlanken Spazierstock. Heute wird das Sträußchen nicht nur vielfach in Miniaturform auf den Hut garniert — drei Sträußchen geben eine völlige Garnitur — sondern

Die Kronprinzessin u. die Großherz. von Mecklenburg-Schwerin.

Vom Goldfund auf dem Gutsbezirk „Messingwerk“ bei Eberswalde: Teile des Fundes und das Tongefäß.

kokett und mit besonderer Vorliebe als Ansteckſträußchen getragen.

Freilich: unſer natürliches Empfinden möchte wünſchen, daß das Sträußchen immer echt ſei, immer aus lebenden Blumen gebunden wäre. Und für einen flüchtigen Abend, für einen kurzen Sommertag wird dieſer Wunſch ja auch oft erfüllt. Aber nur allzu raſch wird das angeſteckte friſche Sträußchen durch die Lufttemperatur und die Wärme des Körpers welk und grau und unanſehnlich. — „Wie warm muß Ihr Herz ſein, daß die Blumen daran ſo raſch welken!“ ſcherzte der galante Mann zu Großmamas Zeiten. So bleibt nur das künſtliche Sträußchen für dauernde Wirkung zur Verfügung, und die Blumeninduſtrie ſtellt heute alle Blumen in ſo täuſchender Naturähnlichkeit, in ſo bezaubernder Schönheit her, daß ſie oft ohne genaueſte Prüfung von den echten nicht zu unterſcheiden ſind. Und wenn der Parfümfabrikant auch den zarten, reinen Duft, der einer friſchen Blume entſtrömt, nicht völlig, nicht ebenſo keuſch und ſchwebend nachzubilden vermag, ſo erfüllt er den Kelch der künſtlichen Blume doch mit zarten oder ſchweren Gerüchen ſüßeſter Art.

Veilchen ſind als Anſteckſträußchen immer noch ſehr beliebt. Aber allerliebſt und von aparterer Wirkung ſind auch die Sträußchen, die aus ganz kleinen Blüten, weißen, roten, blauen Feldblumen zuſammengeſtellt ſind und in ihrer Buntheit beſonders hübſch mit der farbigen Mode dieſes Sommers, mit den Bulgareneinſätzen, den prachtvoll leuchtenden Chinébändern und den lebhaften Tönen harmonieren, in denen der kleine Hut und ſeine Garnitur vielfach getragen wird. Roſen und Roſenknoſpen, feine Gräſer, Stiefmütterchen, ein paar Veilchen und Margueriten — alles, was von natürlichen Blumen zueinander paßt und ſtimmt, wird auch von künſtlichen für das Anſteckſträußchen mit wähleriſchem Geſchmack zuſammengebunden.

Man erinnert ſich, daß auch zum Enſemble des Herrenanzugs zuweilen das Anſteckſträußchen gehört, aber allerdings nur das natürliche und nur ein geſchmackvoll gebundenes, in dem ſich, nach dem Wort eines Poeten, der zugleich ein Dandy war, Natur und Kunſt in vollkommener Weiſe vermählen. In der Regel aber ſteckt im Knopfloch nur die einzelne Blume, die Gardenie oder Kamelie, die Nelke oder die Tuberoſe oder gar die Orchidee. Das Anſteckſträußchen des Herrn bleibt, wenn es nicht friſch vom Weg weggepflückt, blühend den Hut des Wanderers ziert, einzig dem Silberbräutigam vorbehalten, der ſich am Tag der fünfundzwanzigjährigen Ehe, wie die Silberbraut mit dem ſilbernen Myrtenkranz, graziös mit dem ſilbernen Anſteckſträußchen ziert.

Der Goldfund von Eberswalde.

Hierzu 3 photographiſche Aufnahmen.

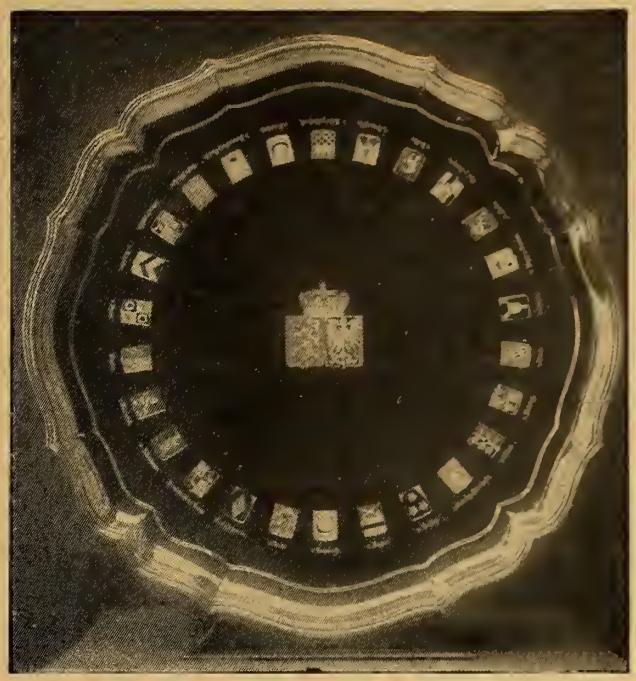
Der vielbeſpöttelte Sandboden der Mark gab ſchon manch Kleinod aus Urväterzeiten den Nachfahren zurück. Nie aber ſind wohl zwei Welten, Vorzeit und Gegenwart, unvermittelter aufeinandergeſtoßen als eben jetzt. Auf dem Gutsbezirk „Meſſingwerk“ bei Eberswalde, welches Werk und Gut der Firma Hirſch, Kupfer- und Meſſingwerke Akt.-Geſ., gehört, wurde beim Ausſchachten des Bodens für ein kleinbürgerliches Wohnhaus eine ganz primitiv gefurchte, bauchige Tonurne von 22 Zentimeter Höhe und 23 Zentimeter Durchmeſſer gefunden, die Kleinkunſtwerke aus lauterem, getrie-

Teile des Goldfundes auf „Meſſingwerk“ bei Eberswalde.

benem und handgehämmertem Gold barg — zierliche Sächelchen, wie Frauen sie zum Schmuck trugen an Hals und Armen, an Haupt und Gürtel. Alles wohl erhalten, hie und da noch glänzend und doch aus vorchristlichen Jahrhunderten stammend.

Die sorgfältig ineinander gepackten Gegenstände gehörten nach Meinung der Sachverständigen wohl einem phönizischen Goldschmied, der vor mehr als zweitausend Jahren — die Form der Goldgefäße gibt dafür einen ziemlich genauen Anhalt — nach nordischen Ländern zog, wahrscheinlich um dort seine Arbeiten gegen andere Waren und Produkte einzutauschen.

Nur Vermutungen lassen sich darüber aufstellen, wofür die goldenen Gefäße bestimmt waren. Ob die eingefügten Oesen sie z. B. als Gehänge kennzeichnen, in denen wohlriechende Narden — nach der Sitte des Morgenlandes — aufbewahrt wurden? Das größte der etwas gewölbten Behälter mit abgesetzter Halseinziehung und nach außen gebogenem Rand hat 75, das kleinste 55 Millimeter Höhe, bei einem Höchstdurchmesser von 118 und einem Mindestdurchmesser von 75 Millimeter. Wer könnte sagen, weshalb den sauber mit Streifen-, Stern-, Wellen- und Linienornamenten dekorierten Gefäßen die vollendete Glättung fehlt, denn an jedem Stück ist deutlich zu erkennen, daß die letzte Hand noch erst angelegt werden sollte, möglicherweise den Wünschen des Käufers entsprechend. Im ganzen umfaßt die Urne, deren kleinöhrige Henkel ihre fremde Herkunft zweifellos erweisen, 78 einzelne Stücke aus massivem Gold, teils in fast fertigen Formen, teils in aufgerollten Golddrähten, ferner noch einige Schmelzgoldklümpchen und das abgemeißelte Stück eines Schmelzkönigs im Gesamtwert von 9000 Mark und einem Gewicht von 2,543 Kilogramm — alles stumme Zeugen einer prähistorischen Epoche, von der nur noch selten etwas in unser modernes Leben hinübergreift. T. D.



Silberbrett als Geschenk des Husarenregiments von Zieten Brandenburgisches Nr. 3.
(In der Mitte das Wappen der Prinzessin und des Prinzen.)

Unsere Bilder

Die Hochzeit im Kaiserhaus (Abb. S. 905—911). Eine eigenartige Stimmung herrschte in diesen Tagen in Berlin. Die ganze Bevölkerung widmete der Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise, der einzigen Tochter des Kaiserpaares, mit dem Prinzen Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg innigen Anteil. Die Straßen, namentlich im Innern der Stadt, waren reich mit Fahnen geschmückt; die Einholung der Gäste aus Fürstenhäusern, des englischen Königspaares, des Zaren von Rußland, des Herzogspaares von Cumberland, der Großherzoginwitwe Luise von Baden sowie verschiedene Fahrten, die der Kaiser mit einzelnen von ihnen unternahm, die Auffahrten zu den Festlichkeiten im Königlichen Schloß und zu der Galavorstellung im Opernhaus brachten Hunderttausende auf die Beine — und doch ging es, unbeschadet der brausenden Hochrufe, die dem Kaiser und seinen Gästen, wo immer sie sich zeigten, entgegentönten, verhältnismäßig still zu. Nicht im Zeichen demonstrativen Jubels, sondern im Zeichen warmer Herzlichkeit standen die Hochzeitsfestlichkeiten. Man gönnt der jungen Prinzessin ihr Glück, und man erblickt in ihrer Verbindung mit dem Sprossen des Welfenhauses eine Gewähr für den inneren Frieden. Daß es mit Recht geschieht, hat der Kaiser selbst andeutend bestätigt. Nachdem der Minister des Königlichen Hauses Graf zu Eulenburg die standesamtliche Eheschließung und der Oberhof- und Domprediger Dr. Dryander die kirchliche Trauung in der Schloßkapelle vollzogen hatten, fand im Rittersaal des Schlosses eine Zeremonientafel statt, bei der der Kaiser einen in seiner Schlichtheit ganz ungewöhnliche Gefühlswärme ausstrahlenden Trinkspruch auf das junge Paar ausbrachte. Darin sagte er, zur Braut und zum Bräutigam gewendet, daß es ihnen trotz ihrer Jugend wohl bald beschieden sein werde, anderen zu dienen und für andere zu sorgen. Das bedeutet natürlich, daß Prinz Ernst August über kurz oder lang den Thron seiner Väter besteigen und damit das seit fast dreißig Jahren währende Interregnum in Braunschweig sein Ende finden wird. Oft haben in der Geschichte Söhne und Töchter von Herrschern im Interesse der Politik Ehen schließen müssen, die ihnen nicht willkommen waren. Davon ist in diesem Fall keine Rede. Denn nach den Worten des Kaisers ist es der Prinzessin Viktoria wie wenigen beschieden gewesen, der Neigung

Zwei silberne Leuchter als Geschenk der Ritterschaft des Herzogtums Braunschweig.
Hochzeitsgeschenke für die Prinzessin Viktoria Luise von Preußen.

ihres Herzens frei folgen zu können und den Mann zu erhalten, den sie erwählt hatte. Und fürwahr, wer sie in diesen Tagen bei irgendeiner Gelegenheit sehen durfte, der las in ihrem Antlitz reines ungetrübtes Glück. Möge es ihr für immer beschieden sein.

Die Jahrhundertausstellung in Breslau (Abbildung S. 912a). Wenn eine Stadt berechtigt war, die Feier zum Andenken an die große Zeit vor hundert Jahren in großem Stil zu begehen, so war es Schlesiens Hauptstadt: Breslau. Denn von dort aus hat am 17. März 1813 König Friedrich Wilhelm III. seinen Aufruf „An mein Volk" erlassen, durch den die gewaltige Freiheitsbewegung entfacht wurde. Die Stadt hat, um die Erinnerung würdig zu feiern, eine große Festhalle erbaut und eine Jahrhundertausstellung veranstaltet, die vom Kronprinzen in Begleitung seiner Gemahlin eröffnet worden ist.

Oberbürgermeister Wermuth (Abb. S. 912d) hat sich in der kurzen Zeit, seit er an die Spitze des Berliner Gemeinwesens berufen wurde, vortrefflich bewährt. Gute Verbindungen sind für einen Menschen in jeder Stellung wertvoll, und daß ein früherer Staatssekretär gute Verbindungen hat, liegt auf der Hand. Aber, was mehr ist, Herr Wermuth hat sich als ein Mann von großer Energie erwiesen, der, wo es darauf ankommt, ohne grob zu werden, recht deutlich zu reden weiß. Unsere Aufnahme zeigt den Oberbürgermeister mit seiner Familie auf dem Gut Buch, der von der Stadt ihrem Oberhaupt zur Verfügung gestellten Sommerwohnung.

Ueber Skutari (Abb. S. 912b) wehen die Flaggen der europäischen Großmächte. Die Montenegriner, die die Stadt nach monatelanger Belagerung unter vielen Mühen und Opfern endlich eingenommen haben, mußten sie im Interesse des internationalen Friedens wieder räumen. Sie soll an den noch zu bildenden albanischen Staat kommen, einstweilen aber ist ihr Herr der englische Admiral Burney als Oberstkommandierender der internationalen Blockadeflotte.

Von Berliner Rennbahnen (Abb. S. 912). Die Grunewaldrennbahn sah in der vergangenen Festwoche an einem Tage hohen Besuch. Der König von England war mit seiner Gemahlin erschienen und verfolgte mit dem gleichfalls anwesenden Kronprinzenpaar sehr interessiert einige Rennen. Auch waren eine Anzahl anderer vornehmer Hochzeitsgäste anwesend, von denen unsere Bilder das Prinzenpaar Salm, den Herzog von Ratibor und den Fürsten Lichnowsky, diesen im Gespräch mit Herrn von Oertzen, zeigen. — Einige Tage später wurde in Hoppegarten der Jubiläumspreis ausgetragen, den der im Besitz des Fürsten Hohenlohe-Oehringen befindliche Laudanum unter dem Jockei W. Shaw überlegen gegen Turmfalke gewann.

Toiletten auf Pariser Rennplätzen (Abb. S. 912c). Für die Pariser Rennplätze haben die Damen diesmal die weiße Farbe als höchste Eleganz erklärt. Spitzen, Seide, Batist mit und ohne Garnituren ließen die faltig zusammengerafften Röcke, die doch eigentlich nur eine Form aufwiesen, recht mannigfaltig erscheinen. Schwarze Jacken oder solche in tiefen, satten Farben gaben den Toiletten etwas Frisches und verhinderten die Eintönigkeit des ganzen Modebildes.

Der Bürgermeister in der Fremdenlegion (Abb. S. 912d). Im Februar 1911 verschwand plötzlich der Bürgermeister Trömel von Usedom. Als er nach mehreren Wochen in Paris entdeckt wurde, vermochte er nicht über die Gründe seiner Flucht irgendwelche Auskunft zu geben. Er kehrte dann nach Deutschland zurück und trat, nachdem er einige Zeit in einem Sanatorium verweilt hatte, in einem Disziplinarverfahren freigesprochen, sein Amt wieder an. Fast ein Jahr hat er es ordnungsgemäß und pflichteifrig wie früher verwaltet, bis er im März wieder spurlos verschwand. Diesmal aber ist seine Situation bedenklicher; er hat sich nämlich für die französische Fremdenlegion anwerben lassen und befindet sich als Soldat in Algier.

Karl Schurz (Abb. S. 912d), dem bedeutendsten Deutsch-Amerikaner, ist in Neuyork ein Denkmal gesetzt worden. Schurz, der wegen Beteiligung an dem badischen Aufstand in Rastatt 1849 gefangengenommen, dann aber entflohen war und Gottfried Kinkel aus der Haft in Spandau befreit hatte, ging 1852 nach Amerika, wo er es bald zu Ansehen und Ehren brachte. Er nahm an dem Sezessionskriege teil und wurde Generalmajor, 1869 wählte ihn Missouri zum Bundessenator, und 1877—1881 war er Minister des Innern. Später wandte er der herrschenden republikanischen Partei wegen der in ihren Reihen zunehmenden Korruption den Rücken und trat mit Erfolg für die Wahl des Demokraten Cleveland zum Präsidenten ein. Ohne Amt widmete er sich dann ganz schriftstellerischer Tätigkeit, bis 1906 der Tod seinem Wirken ein Ziel setzte. Sein Denkmal ist ein Werk des deutsch-amerikanischen Bildhauers Karl Bitter.

Der Marinemaler Christopher Rave (Porträt S. 912d) gehört zu den Teilnehmern an der verunglückten, von Leutnant Schröder-Schranz geleiteten Spitzbergenexpedition, die mit dem Leben davongekommen sind. Sein Name wurde vor einigen Jahren viel genannt, als er in Berlin einige hundert Gemälde ausstellte, die einen Ueberblick über die gesamte Entwicklung des Schiffbaus von seinen ersten Anfängen bis in die Gegenwart gewährten.

Personalien (Abb. S. 912). Die französischen Militärrevolten, die in mehreren Garnisonen Frankreichs ausgebrochen sind, werfen ein eigentümliches Licht auf die innere Organisation unserer westlichen Nachbararmee. Wenn sich auch die Bewegung nicht gegen dienstliche Einrichtungen im allgemeinen, sondern gegen die dreijährige Dienstzeit richtet, so muß man sie doch einer ernsten Beachtung würdigen. Das hat auch die französische Regierung eingesehen und die strenge Bestrafung der Schuldigen verfügt; zur Untersuchung der Revolten hat sie den General Pau delegiert. — Der Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, Prof. Dr. Ludwig Heck, kann auf eine 25jährige Tätigkeit an der Spitze dieses großangelegten Instituts zurückblicken. Prof. Heck, der im Alter von 53 Jahren steht, hat auf die Entwicklung des Zoologischen Gartens entscheidenden Einfluß ausgeübt und es in unermüdlicher Arbeit verstanden, den Tierbestand des Instituts immer mehr zu heben und zu vermehren.

Die Toten der Woche

Hauptritterschaftsdirektor Graf von Arnim-Züsedom, Landtagsabgeordneter, † in Prenzlau am 22. Mai im Alter von 66 Jahren.

Kommerzienrat Hermann Hauswaldt, Landtagsabgeordneter, † in Badenweiler am 21. Mai im 60. Lebensjahr.

Ingenieur Wilhelm Lefeldt, Erfinder der Milchzentrifuge, † in Meran am 23. Mai im Alter von 77 Jahren.

Rodo v. Niederhäusern, bekannter Schweizer Bildhauer, † in München am 22. Mai im Alter von 50 Jahren.

Prof. Dr. Emil Pott, Lehrer an der Landwirtschaftlichen Abteilung der Technischen Hochschule in München, † im Alter von 62 Jahren.

Man abonniert auf die „Woche"

In Berlin und Vararten bei der Haupterpedition Zimmerstr. 36/41 sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtlichen Buchhandlungen, im

Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen aber Postanstalten und den Geschäftsstellen der „Woche": Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Obernstr. 38; Breslau, Ohlauer Str. 87 II; Dresden-A., Prager Straße 35; Elberfeld, Herzagstr. 38; Essen (Ruhr), Dinnendahlstr. 9; Frankfurt a. M., Kaiserstr 10; Görlitz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Große Steinstr. 11; Hamburg, Neuerwall 2; Hannover, Georgstraße 20; Kiel, Holtenauer Str. 27; Köln a. Rh., Wallrafplatz 2; Königsberg i. Pr., Weißgerberstr. 3; Leipzig, Petersstraße 22; Magdeburg, Breiter Weg 184; München Theatinerstr. 7; Nürnberg, Königstr. 51 II; Stettin, Klasterhaf 1; Stuttgart, Königstraße 11; Wiesbaden, Kirchgasse 40.

Oesterreich-Ungarn bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Wache": Wien I, Damgasse 4,

Schweiz bei allen Buchhandlungen aber Postanstalten und der Geschäftsstelle der „Woche": Zürich, Schützengasse 9,

England bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Wache": London, E. C., 129 Leadenhall Street,

Frankreich bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Wache": Paris, 18 Rue de Richelieu,

Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Wache": Amsterdam, Keizersgracht 333,

Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Wache": Kapenhagen, Kjäbmagergade 8,

Vereinigte Staaten von Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Wache": Neuyark 83—85 Duane Street.

053
WOCH

Nummer 22.

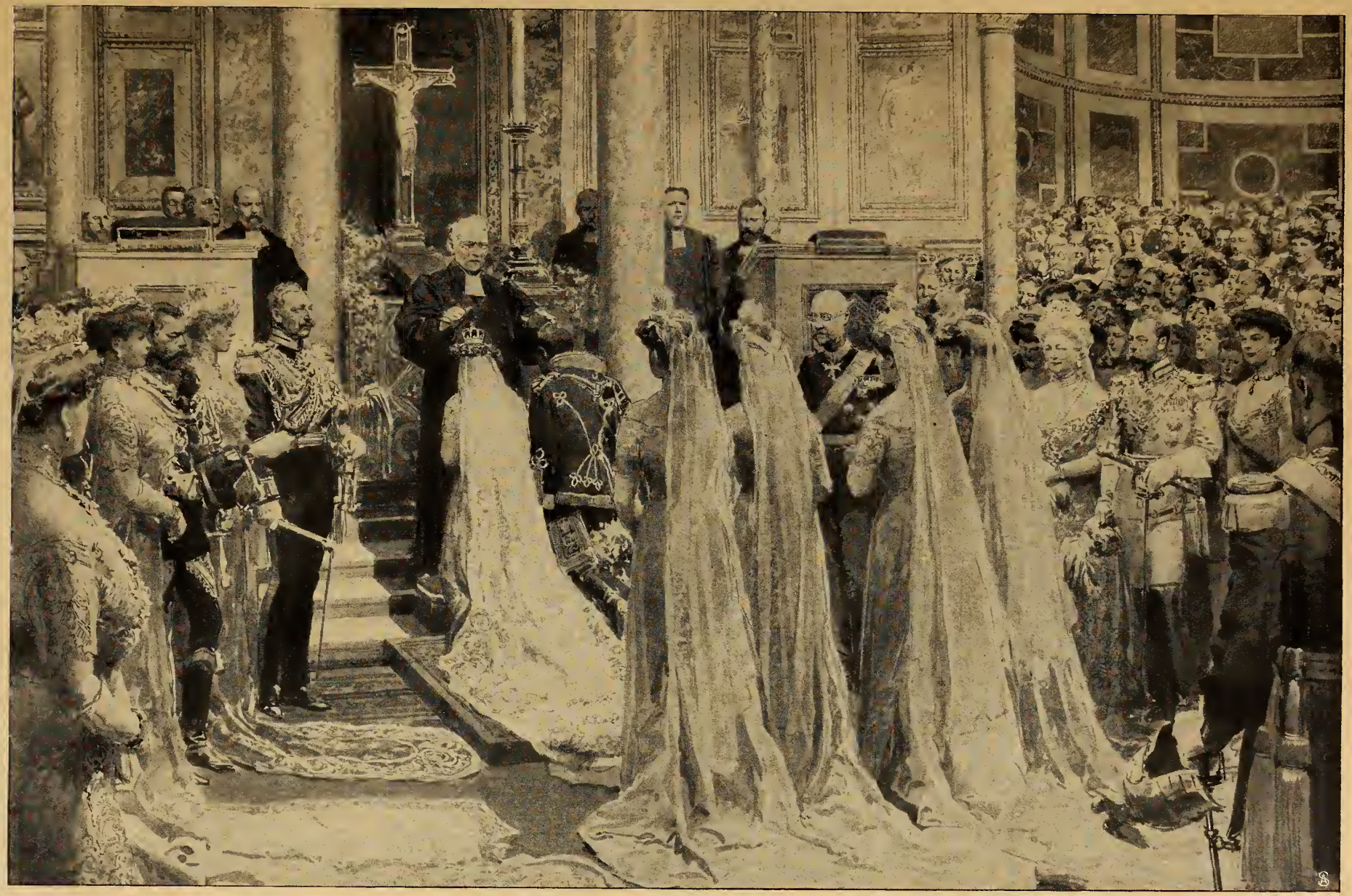
DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 905.

Der Fackeltanz: Das junge Paar.

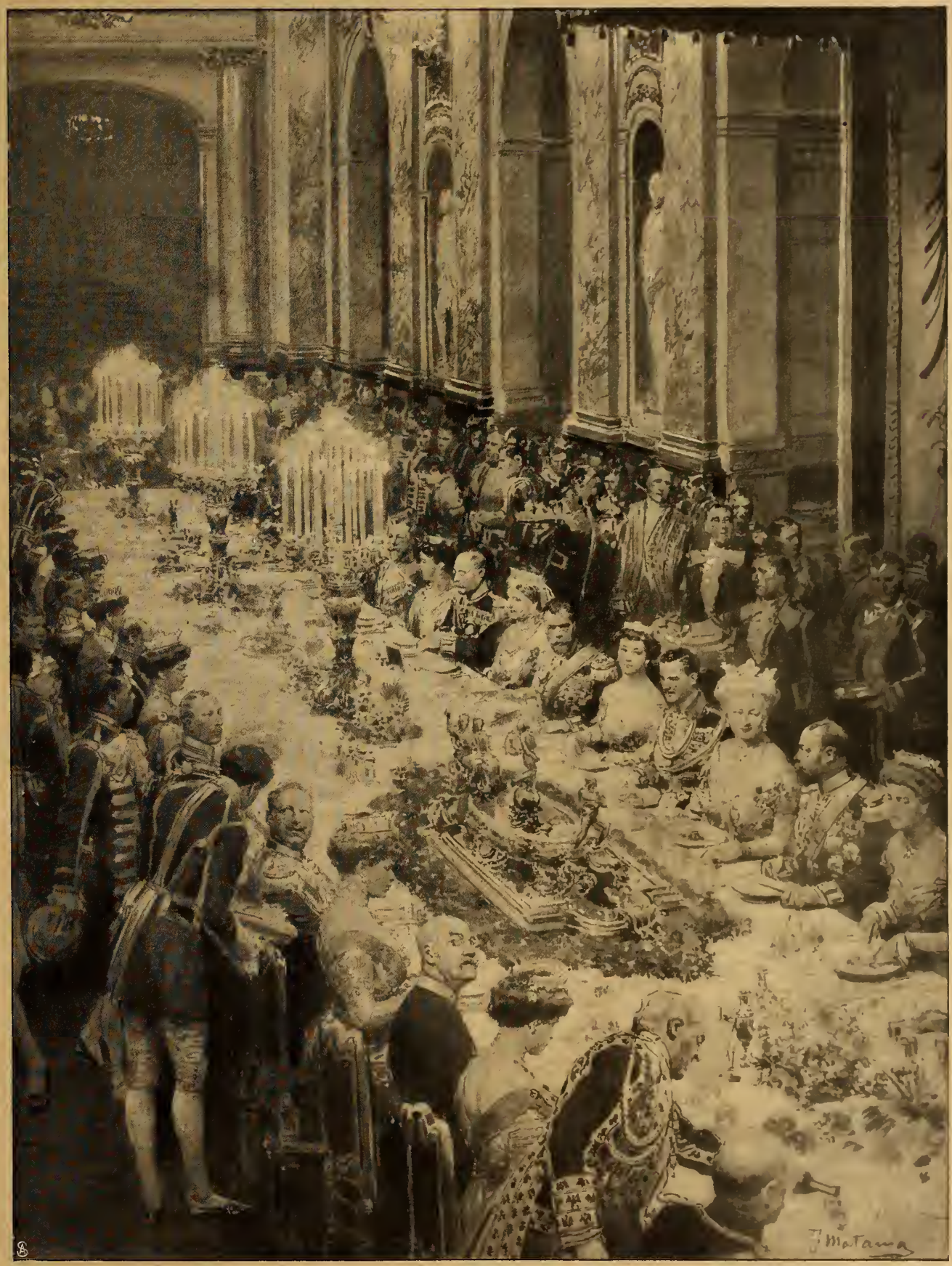
Von den Vermählungsfeierlichkeiten am Kaiserhof.

Originalzeichnung von J. Matania.



Die Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit Prinz Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg: Die Trauung in der Hofkapelle.

Originalzeichnung von J. Matania.



Die Großherzoginwitwe von Baden. Der Zar. Das Brautpaar. Die Kaiserin. Der König von England.
Der Kronprinz. Herzogin von Cumberland. Der Kaiser. Die Königin von England. Der Herzog von Cumberland. Die Kronprinzessin.

Die Galatafel.

Von den Vermählungsfeierlichkeiten am Kaiserhof.

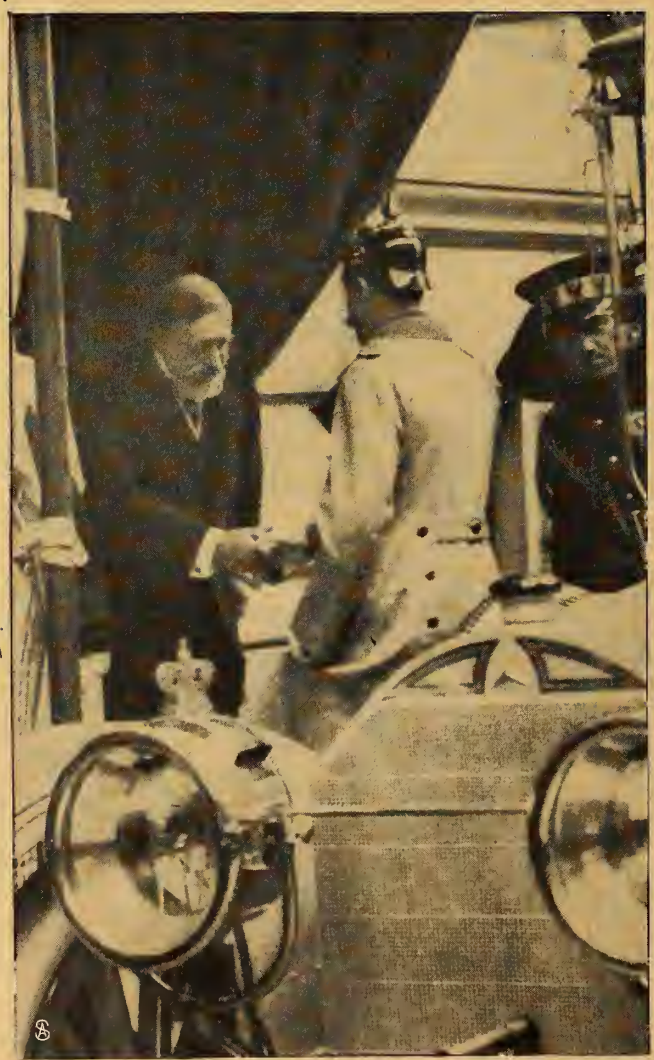
Originalzeichnung von J. Matania.

Der König u. der Kaiser besteigen am Lehrter Bahnhof den Wagen.

Die Königin u. die Kaiserin bei der Abfahrt vom Lehrter Bahnhof.

Ankunft des englischen Königspaares in Berlin.

Spezialaufnahmen der „Woche".



Phot. Benningboven.

Der König von England wird vor der englischen Botschaft vom Botschafter Sir Goschen begrüßt.

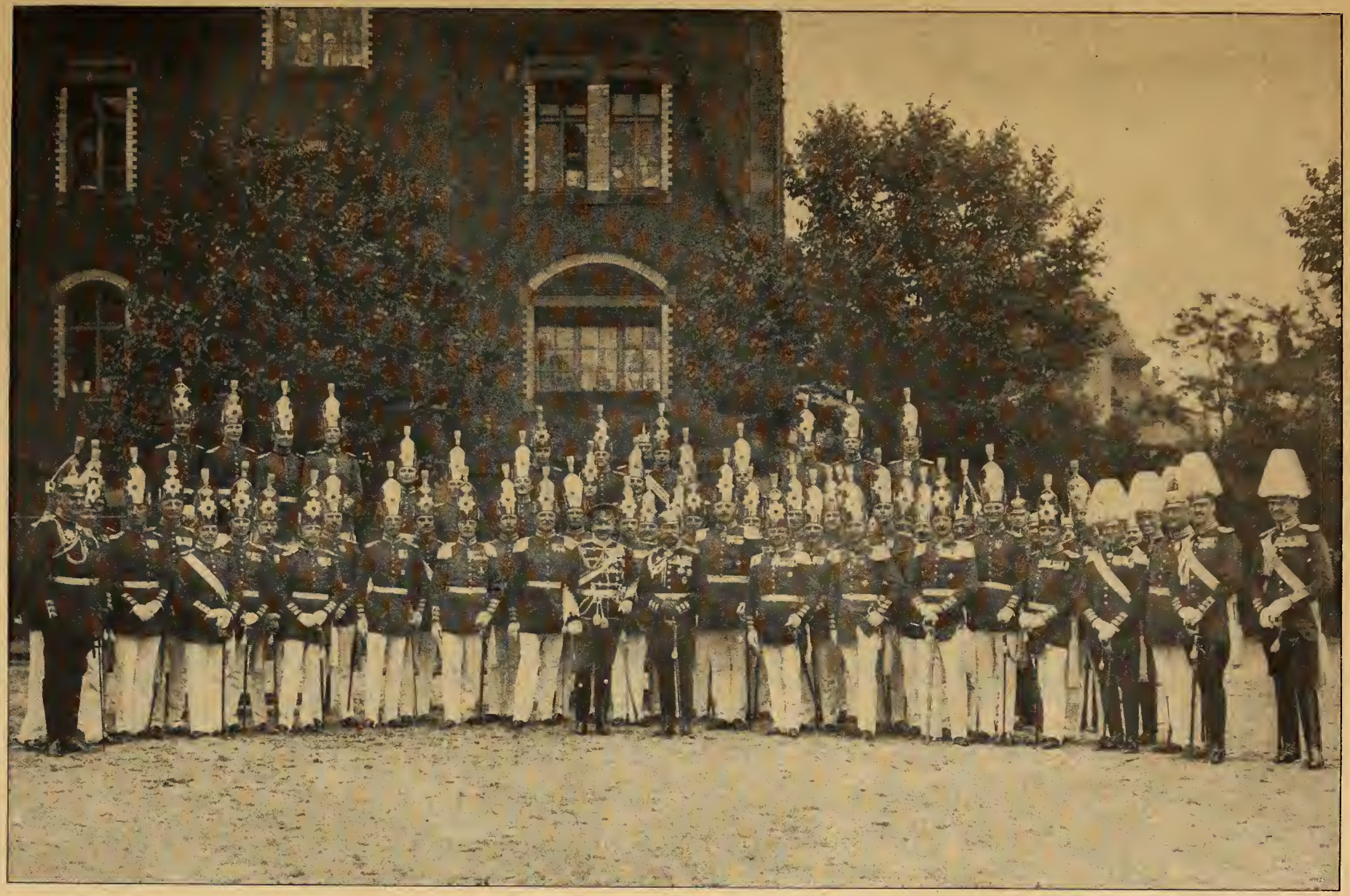
Der König von England und der Kaiser vor dem Kasino der Ersten Gardedragoner.

Augenblicksbilder von den Festtagen: Das englische Königspaar in Berlin.

Der Einzug des Zaren: Zar Nikolaus und der Kaiser auf der Fahrt zum Schloß.

Von den Vermählungsfeierlichkeiten am deutschen Kaiserhof.

Aufgenommen vor dem Zeughaus von Max Ziegra.



Vom Zarenbesuch in Berlin: Der Zar und der Kaiser im Kreise der Offiziere des Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1.

Phot. Fr. Kühn.

Herzogregent von Braunschweig u. Gemahlin begeben sich zu den Hochzeitsfeierlichkeiten.

Prinz Heinrich von Preussen und Gemahlin am Tag ihrer silbernen Hochzeit.
Illustr.-Verlag.

Die zur Feier zugelassenen Schülerinnen der Viktoria-Luise-Schule verlassen nach der Trauung das Schloss.
Phot. Gebr. Haeckel.

Illustr.-Verlag.
Der Herzog von Cumberland und Exzellenz von Hammerstein verlassen die dänische Gesandtschaft.

Illustr.-Verlag.
Die Herzogin von Cumberland und ihre Tochter Prinzessin Olga verlassen die dänische Gesandtschaft.

Augenblicksbilder von den Festtagen.

Phot. Rol.

General Pau,
zur Untersuchung der französischen Militärrevolten delegiert.

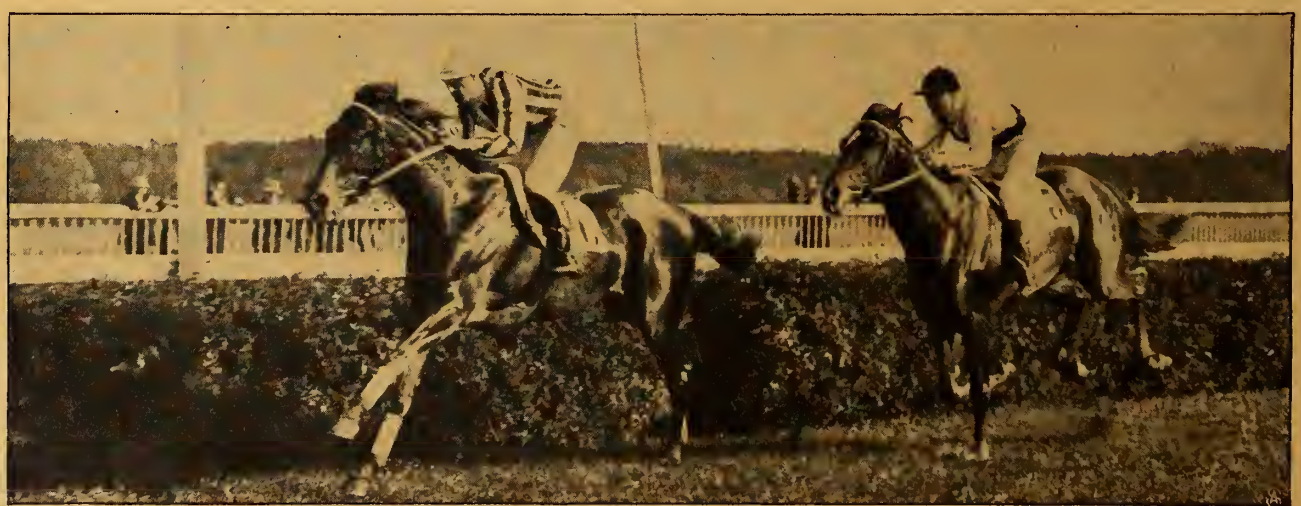
Newspaper-Illustr.

Fürst Lichnowsky, deutscher Botschafter in London,
im Gespräch mit Herrn von Oertzen.

Prof. Dr. Ludwig Heck,
25 Jahre Direktor
des Berliner Zoologischen Gartens.

Newspaper-Illustr.

Herzog von Ratibor, Prinzessin Salm, Freifrau von Reischach, Prinz Salm.
Grunewaldrenntag während der Festwoche.



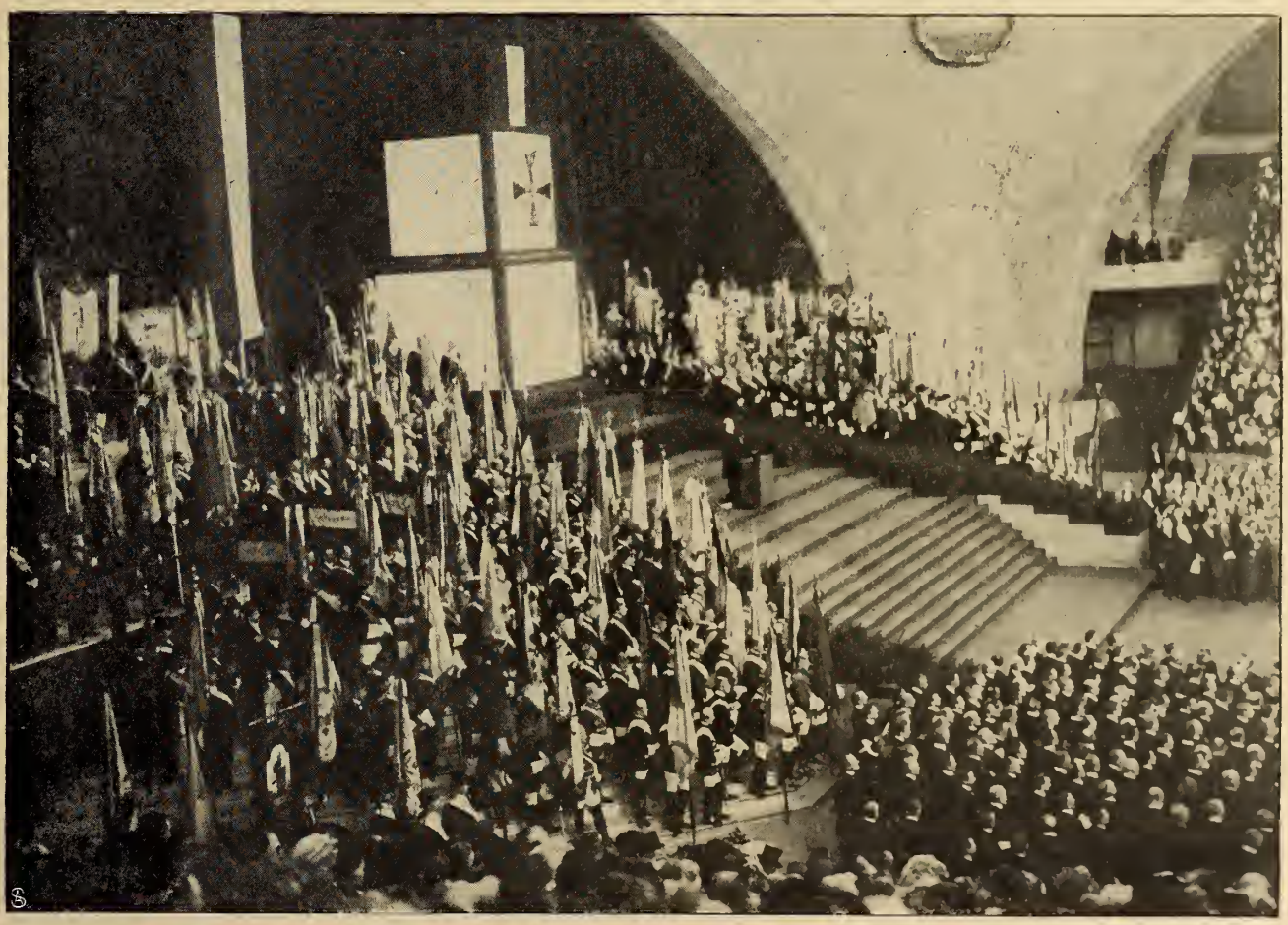
Ill.-Photoverlag.

Fürst Hohenlohe-Oehringens „Laudanum" (W. Shaw) schlägt überlegen Herrn R. Haniels „Turmfalke" (T. Rice).

Das Finish im Jubiläumspreis zu Hoppegarten.

Illustr. Verlag.

Die ersten Besucher der Ausstellung bei der Jahrhunderthalle.



Illustr. Verlag.

Der Eröffnungsakt in der Haupthalle.

Die Eröffnung der Jahrhundertausstellung in Breslau.

Illustr. Bureau.

Admiral Burney (×), der Oberstkommandierende in Skutari. Oben: **Die Flaggen der Mächte über Skutari.**
Die Besitzergreifung Skutaris durch die Besatzung der internationalen Blockadeflotte.

Die neuesten Toiletten von Pariser Rennplätzen.

Phot. Geniaux.

Frl. Wermuth. Fr. Wermuth. Exz. Wermuth. Frl. Wermuth. Illustr.-Verlag.

Der Oberbürgermeister von Berlin Exzellenz Wermuth mit Familie in dem städtischen Gut Buch.

Die Enthüllung des Karl Schurz-Denkmals an der Riverside Drive in Neuyork.

Maler Rave,
einer der Ueberlebenden der Schröder-Stranz-Expedition.

Paul Troemel,
früherer Bürgermeister von Usedom, als Fremdenlegionär.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

1. Fortsetzung.

Beinah feindselig blickte die alte Gräfin Oberwall von Sohn zu Enkel, und ihr verquollenes weißes Gesicht neigte sich zur Seite.

„In diesem Haus hat's nie Frauen gegeben, wißt ihr das? Ich war die einzige. Meine Schwiegermutter habe ich nie gekannt. Sie starb bei der Geburt meines Mannes, und ihre Schwiegermutter war gestorben, als der Großvater kaum das sechste Jahr vollendet hatte. Es hat immer an Frauen gefehlt in diesem Haus, und den Oberwalls hat es auch daran gefehlt. Haben sich nie was aus den Weibern gemacht, die Oberwalls. Darum sind sie auch alle so steifnackig geblieben. Deine Mutter gehört hierher, Gerhard, hörst du? Sag's deinem Vater."

Graf Andre hatte erst versucht zu lächeln. Das Lächeln fror ihm in den Mundwinkeln ein, wurde zur Grimasse.

Gerhard war das Blut bis in die Schläfen gestiegen.

„Du bist müde, Großmama", sagte er in einem Ton, wie man zu Kindern spricht.

Eigentlich war er wütend. Die alte Frau da an seinem Arm, die für ihn nicht viel mehr war als eine Mumie, erschreckte ihn durch ihre plötzliche, selbständige Willensäußerung.

Ein eisig kalter, hochmütiger Zug legte sich um seinen jungen, blassen Mund. „Wir wollen dich jetzt hinaufbringen, Großmama."

Hilfesuchend und etwas ärgerlich sah er den Vater an. Warum sprach er nicht ein Machtwort? Warum stand er blaß und wortlos neben der alten Frau, die mit ihren glitzernden, grauen Händen so rauh die geheime Wunde berührte?

„Ich will noch nicht hinauf", sagte die alte Exzellenz störrisch und zerrte den Enkel zu einem steilehnigen kleinen Sofa, auf dem sie sich niederließ, weil die Füße sie nicht mehr tragen wollten.

Der Widerstand reizte sie. Er war ihr ungewohnt, weil sie ihre Willenssphäre nie auf die Persönlichkeit von Sohn und Enkel ausgedehnt hatte. Vielleicht bereitete ihr auch die tiefe Befangenheit der beiden Männer, ihre durch die Erziehung gedämpfte Empörung, eine gewisse Emotion, und vielleicht suchte sie in dieser Emotion nur eine Ablenkung für die sie an diesem Tag quälenden Todesgedanken.

So wollte Graf Oberwall es auffassen, und so wollte er es dem Sohn gegenüber später auslegen.

„Ich will dir was sagen, Andre," hob die alte Exzellenz wieder an, „unser Haus macht keinen guten Eindruck. Und Gerhard wird bald ans Heiraten denken müssen."

Das Blut jagte dem jungen Mann flammendes Rot in die Schläfen: „Wer sagt dir denn, Großmama?" ...

Die Exzellenz zuckte mit den Achseln: „Dein Gesicht, mein Lieber."

Graf Oberwall hob erstaunt die Brauen: „Was ist das? Wieso? Ich höre das erste Wort."

Die alte Frau nickte ironisch: „Glaub's gern, mein Sohn. Sehr gern. Wenn man in Erinnerungen schwelgt, dann sieht man die Gegenwart nicht. Da weiß ich oben in meinem Altweiberstübel oft mehr als du. Übrigens liest mir die Mendel vor meinem Einschlafen immer ein paar Seiten aus deinen Memoiren vor. Wir sind jetzt Band zwei. Sehr hübsch, Andre, sehr hübsch. Und wenn die Mendel besser lesen würde, dann könnte ich dabei sogar wach werden. Aber schließlich ist mir die Mendel als Schlafmittel immer noch lieber als irgendein so neumodisches Gift."

Graf Andre ließ sich neben der Mutter auf dem Sofa nieder, sehr höflich, ohne ihr Kleid zu streifen, und leicht angeregt, da er ihre Anerkennung hörte.

„Wenn du nur den leisesten Wunsch geäußert hättest, Mama, es wäre mir ein Vergnügen gewesen, dir selbst vorzulesen."

„Nein, nein, mein Kind, besser so. Nur zwei Seiten täglich, das hält kein Autor aus. Uebrigens habe ich auch sonst genug freundliche Angebote. Die Gräfin Horst wollte mir vorlesen, die Baronesse Rotter, du weißt, die Nichte des Reichskanzlers, die kleine Lou Hörselkamp — die Mutter ist eine Fürstin Sukewitsch — bitte, sagtest du etwas, Gerhard? Also du siehst, sie alle haben mir ihre Dienste angeboten. Ich habe abgelehnt, Lieber. Ich brauche die Knarrstimme der Mendel für meine Nachtruhe. Aber es ist doch hübsch, daß man eine alte Frau nicht so einfach zu den alten Scherben wirft, nicht wahr? Ja, meine Kinder, was ich sagen wollte", sie drückte die Zeigefinger an die Schläfen, schloß die Augen, dachte nach. „Ja, also, die Oberwalls haben so ziemlich alle den Ruf von Ritter Blaubart. Ich fürchte, wenn Gerhard heute an einer jener Türen anklopfte, die für ihn in Betracht kommen, so würde man ihn höflich hinauskomplimentieren."

„So, würde man das?" stieß Gerhard hervor. Eine leichte Blässe lag jetzt auf seinem Gesicht, und seine Lippen zuckten nervös. „Wer hat denn etwas dieser Art gesagt, Großmama?"

Die Exzellenz kniff ihre Augen zusammen und wickelte sich in ihre Mantille. „Alle sagen das. So, und nun will ich hinauf."

Sie erhob sich mühsam.

Graf Oberwall drückte mit der freien Hand auf die Klinke und gab der Tür einen leichten Stoß mit dem Fuß, daß sie weit aufflog. Draußen im Vestibül standen die Mendel und der Haushofmeister.

Copyright 1913 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

„Ich brauche euch nicht mehr — für heute Adieu."

Die alte Exzellenz nickte Sohn und Enkel zu, hing sich in die Arme ihrer Getreuen und ließ sich langsam die Treppe hinaufschleppen.

Vater und Sohn blieben auf dem Flur stehen, geleiteten sie mit den Blicken hinauf, bis sie ihren Augen entschwand. Sie hörten den lauten, rasselnden Atem, das Rauschen des schweren Seidenfutters. Dann wendeten sie sich beinah gleichzeitig um und blieben eine Weile unschlüssig stehen. Sie empfanden eine große Peinlichkeit. Und sie wunderten sich, wie fern sie einander waren, daß sie kein Wort finden konnten, das diese Peinlichkeit überbrückt hätte.

Ganz pappig lag dem Grafen die Zunge am Gaumen.

„Was machst du heute, Gerhard?" brachte er ein bißchen undeutlich hervor.

„Ich weiß noch nicht, Papa — ich werde sehen. Und du?"

„Ich? — Wird sich finden — ich weiß noch nicht recht." . . .

Sie nickten einander zu, ohne sich anzusehen, mit einem leisen verlegenen Lächeln, dann gingen sie langsam auf die Türen zu, die einander gegenüber zu beiden Seiten des Vestibüls lagen und zu ihren durch weite Empfangsräume getrennten Wohnungen führten.

* * *

Bei Hörselkamps hatte es wieder einmal eine Szene gegeben. Die Fürstin — noch immer schön, sehr rosig, ein pikantes Polenköpfchen auf den breiten Schultern einer Juno — fegte mit der kurzen Schleppe ihres gelbseidenen Kimonos zwischen den Statuetten und Vasen aus Ton und Gips, die teils auf dem Boden, teils auf Sockeln und Taburetten des Ateliers standen.

„Ich möchte nur wissen . . . ich möchte nur wissen . ." wiederholte sie immer wieder, mit einem leichten Singsang in der Stimme, der ihrer Sprache großen Reiz gab und selbst die Härten ihrer Worte seltsam milderte, ihnen einen versöhnenden exotischen Schimmer gab.

„Meine Toiletten kosten nicht halb soviel wie ein einziger dummer, häßlicher Marmorblock. Alles Geld, mein Lieber, steckt hier, zwischen diesen abscheulichen, kahlen Wänden, nicht in meinen paar Kleiderschränken. Und wenn du, mein Lieber, nicht so borniert eigensinnig wärst, hättest du deinen verrückten Hexensabbat längst für dreißigtausend Mark nach Amerika verkauft, statt darauf zu warten, bis das Kgl. Museum dich auf die Hälfte herabdrückt. Ehrgeiz darf man nach dem Tod haben."

„Davon verstehst du nichts — sei endlich ruhig."

Rauh, fast heiser klang die Stimme des Bildhauers. Mit einem heftigen Ruck riß Hörselkamp den weißen Kittel ab, warf ihn ärgerlich über die Lehne eines morschen Dogensessels, den er seinerzeit für die „Dogaressa", die ihm auf einer großen Ausstellung die goldene Medaille eingetragen hatte, in Marmor nachgebildet hatte.

Das war nun drei Jahre her. Diese goldene Medaille, die er nie zu erringen gehofft, weil er mit seinen zweiundfünfzig Jahren nur zu lange als der „bekannte Bildhauer Hörselkamp" vegetiert hatte, allenfalls noch als „Gemahl der Fürstin Sukewitsch" — diese goldene Medaille hatte einen unbezähmbaren Ehrgeiz in ihm entfacht, den ganzen Aufbau seiner auf leichten Erfolgen und gesellschaftlichen Genüssen gegründeten Künstlerexistenz umgestürzt.

Ihm war es wie eine Krönung seines Daseins erschienen, daß er die wunderschöne, wohlhabende Fürstin Sukewitsch als seine zweite Frau heimführen durfte.

Als junge Witwe, nach kaum zweijähriger Ehe, war sie aus Warschau nach Berlin gekommen, mit Empfehlungen ausgerüstet wie eine Primadonna auf Gastreisen.

In einem prinzlichen Haus in der Hardenbergstraße hatte er sie zum erstenmal gesehen. Und sie hatte sich in ihrer temperamentvollen Art in ihn verliebt, nach der ersten Sitzung, die sie ihm in seinem koketten Atelier in der Derfflingerstraße gewährt hatte. Es ernüchterte sie nicht einmal, als er ihr von seiner dreizehnjährigen Lou sprach.

„Ich liebe Kinder so!" sagte sie und schickte dem Töchterchen des „verehrten Meisters" am nächsten Morgen eine wundervolle Bonbonniere. Dann, eines Tages frühstückte sie beim „verehrten Meister" und wunderte sich, daß ein kleines Mädchen schon so groß sein und so ernste Augen haben konnte.

Hörselkamp lachte. „Ja, so eine kleine Hausfrau hat ihre Sorgen!"

Die Fürstin scherzte. „Hausfrau mit dreizehn Jahren . . . da spielte ich noch mit Puppen!"

Lou Hörselkamp aber saß am selben Abend mit der alten Wirtschafterin zusammen, die einst Kinderfrau bei ihr gewesen, und sagte: „Wenn die Fürstin Papa heiratet — dann können wir alle Leute bezahlen."

Seitdem ihr die Augen aufgegangen waren für das Leben, hoffte sie darauf, daß „Papa gut heiratete". Denn „Papa brauchte schrecklich viel Geld", und in seiner Abwesenheit kamen oft recht unangenehme Leute, die sehr laut in der Wohnung sprachen und sehr ungeniert die Möbel betrachteten. Die Wirtschafterin aber sagte, daß der Papa Geld haben könnte wie Heu, denn alle schönen, reichen Damen rissen sich um ihn, und er brauchte nur eine von ihnen zu wählen, um ein reicher Mann zu sein.

Lou Hörselkamp wußte von ihren reichen Freundinnen aus der Schule, wie gut es reiche Leute haben. Sie selbst traute sich kaum einmal eine von ihnen zu sich einzuladen, seitdem sie einmal gefragt worden war, warum denn bei ihnen alle Möbel mit so komischen Briefmarken beklebt wären?

Und als dann der Papa einmal im Winter gegen seine Gewohnheit auf mehrere Monate verreiste, war es oft recht knapp in der Derfflingerstraße, so knapp, daß die alte Wirtschafterin einmal seufzend etwas Geld von ihrem Sparkassenbuch abheben mußte.

Lou hatte schon eine dunkle Ahnung davon — was das für die Alte bedeutete, und ein leises Schamgefühl darüber machte sie unsicher und nervös. Die Alte aber meinte tröstend: „Warte mal, mein Mäuseken, bis Papa die Fürstin heiratet . . . dann kommt alles wieder in die schönste Ordnung."

Denn daß Papa jetzt in Nizza weilte, wo auch die

Fürstin Sukewitsch sich aufhielt, war ihr ein Beweis dafür, daß der „Herr endlich mal 'n Einsehen hatte".

Und so saßen denn das Kind und die alte Frau an manchen Abenden bei der sparsamen Petroleumlampe an dem mit einem Wachstuch gedeckten Eßtisch und malten es sich aus, wie es sein würde, wenn der Papa . . .

„Ob der Papa dann Fürst wird?" hatte Lou Hörselkamp einmal gefragt.

„Das nich, du dummes Häseken", sagte die alte Frau. „Dann hat sich's ausgefürstet. Frau Hörselkamp wird sie heißen wie deine Mutter.

Aber es kam doch anders. Eine Depesche meldete eines Tages die Vermählung des Papas mit der Fürstin Gina Sukewitsch. Auch in den Zeitungen stand es. Dann kam Geld fürs Haus und eine Kiste mit allerlei hübschen Sachen für Lou. Und eines Abends erschien ein Hoteldiener mit einem Briefchen von „Fürstin Sukewitsch".

„Mein liebes Töchterchen, Papa und ich können es nicht erwarten, Dich in unsere Arme zu schließen. Vor einer Stunde sind wir angekommen. Der Hotelbote hat den Auftrag, Dich zu uns ins Hotel zu bringen. Deine Mama."

Die Fürstin hatte nicht in die Wohnung der Derfflingerstraße kommen wollen, da sie ja doch nicht Raum genug bot für ihre Ansprüche. Und so war das Ehepaar gezwungen, im Hotel zu wohnen, bis die neue Villa in der Rauchstraße eingerichtet war, die die Fürstin sich während ihres Aufenthalts in Nizza hatte bauen lassen. Da es nun das gleiche Hotel war, in dem sie vor ihrer Verheiratung gewohnt hatte, gab man ihr auch jetzt noch den alten Titel. Selbst in der Gesellschaft wurde er ihr lange noch gegeben, als hätte sie ein Anrecht darauf, wie Frauen aus regierenden Häusern ihren ursprünglichen Titel behalten, wenn der Rang des Mannes nicht dem ihrigen gleichkommt.

Lou Hörselkamp empfand diese Scheidung der Namen als etwas Ungehöriges. Das Arbeitsfieber, das ihren Vater ergriff und so im Gegensatz stand zu seiner früheren, lässigen Schaffensart, dünkte sie wie ein Bestreben, sich größere, selbständige Geltung zu verschaffen.

Die Fürstin duldete lächelnd seinen Eifer, und als die goldene Medaille seinem Namen zu einer gewissen Berühmtheit verhalf, ließ sie auf allen Briefbogen ihrem bis dahin festgehaltenen Monogramm G. S. ein H. einflechten und auf ihren Visitenkarten dem: „Fürstin Sukewitsch" einen Bindestrich mit dem Namen ihres Mannes hinzufügen.

Mit ihrer Stieftochter war sie von spielerischer, zerstreuter Zärtlichkeit, ohne jegliches Interesse für das Seelenleben des Kindes, das sich in dem lauten Treiben dieses großgeführten Hauses nicht zurechtfand. Sie ging völlig auf in der großen Welt, die die Pflege der Beziehungen zu einer anstrengenden Arbeit macht. In ihrer eleganten, oberflächlichen Art machte sie wirksame Propaganda für die Werke ihres Mannes, wobei deren pekuniäre Verwertung eine für sie nicht unwesentliche, wenn auch geschickt kaschierte Rolle spielte. Es gab kaum einen großen Salon in Berlin, der nicht im Besitz einer Statuette, Büste oder Gruppe von Hörselkamp gewesen wäre. Er war als Bildhauer in Mode gekommen, wie er es früher als Mann gewesen war. Und seine Einkünfte stiegen bald auf die Höhe ihrer eigenen Revenuen. Der große Apparat des mit polnischer Verschwendungsucht geführten Haushalts verschlang beides.

Die Freude, die Lou über die goldene Medaille des Vaters äußerte, stand in solchem Gegensatz zu ihrer sonst so scheuen und zurückhaltenden Art, daß Hörselkamp stutzig wurde, sich das kleine Mädel, das jetzt schon eine siebzehnjährige Dame war, genauer ansah. In ihren Augen lag etwas, was er nie gesehen hatte in den Blicken jener Frauen — mit denen er bisher zu schaffen gehabt. Etwas Stilles, Sehnsüchtiges lag in diesen Augen, eine glimmende Erwartung, eine scheue Bewunderung.

Solche Augen hatte seine erste Frau gehabt. So hatte sie ihn angeblickt, wenn er mit einer Arbeit fertig war und sie fragte, wie sie ihr gefiele.

Er war ganz verlegen geworden, zupfte sie am Schläfenhaar: „Interessierst du dich denn so für diese Chosen?"

Da hatte sie ernsthaft genickt und war an den schönen Dogensessel getreten, wie um ihn leise mit den schlanken Fingern zu streicheln: „Mir hat diese Arbeit von dir immer so gut gefallen — viel besser als alles andere, Papa. Ich habe dein Modell beneidet."

Sie lachte ein bißchen verlegen und wurde rot bis unter das weißblonde Haar, das sich in duftigen, leichten Wölkchen um ihre schmale Schläfen ringelte.

„Den Stuhl hast du beneidet?"

„Ja . . ."

Wie sie dastand — überschlank, mit leicht nach vorn geneigtem Kopf, den noch kindlichen, sehr weißen langen Hals sanft zur Seite geneigt — hatte sie etwas von jenen zarten, jungfräulichen Madonnen aus der Zeit der Primitiven.

„Bleib mal stehen, du . . ."

Mit Kohlenstift zeichnete er die feine Linie ihrer Haltung auf ein Reißblatt. Sie rührte sich nicht. Rührte sich auch nicht, als er das Blatt fortwarf, ein Stück Ton auf den Sockel klatschte, mit seinen breiten Fingern die weiche Masse in die von ihm gewollte Form zwang.

„Willst du ausruhen?" fragte er einmal. Aber er wartete die Antwort nicht ab, knetete weiter.

Die Fürstin kam ins Atelier, in großer Besuchstoilette, mit dem feinen Geklirr ihrer goldenen Ketten.

„Da bist du, Lou — und ich suche dich im ganzen Haus! Wir sollen doch zur Exzellenz . . . und du bist noch nicht angezogen. Das ist schrecklich! Nun muß ich weiß Gott wie lange warten."

Seit diesem Tag kam es oft vor, daß die Fürstin warten mußte.

Mit der Rücksichtslosigkeit des schaffenden Künstlers ließ Hörselkamp jetzt oft jede gesellschaftliche Höflichkeit fallen. Um seine Tochter hatte er sich — bei aller inneren Zuneigung — nie viel gekümmert. Sein Modell ließ er kaum zu Atem kommen. Der geschmeidige junge Körper, dessen feine Linien durch die weichen Stoffgewebe mehr betont als verhüllt wurden, entzückte ihn. Und in den kurzen Pausen, die er ihr zwischen der Arbeit gönnte,

sachten ihre Worte, die von einem starken, wenn auch völlig ungeschulten Kunstverständnis zeugten, einen brennenden Ehrgeiz in ihm an.

Sehr scheu und doch sehr bestimmt lehnte sie alles ab, was er nur aus der Beherrschung einer virtuosen Technik heraus schuf, was nicht ihrem künstlerischen Empfinden entsprach. Und dieses Empfinden war von einer solchen Feinheit und Sicherheit, daß Hörselkamp in seiner Tochter seinen strengsten Kritiker — ja, sein eigenes künstlerisches Gewissen sah.

Später kam es vor, daß er eine Arbeit von vielen Wochen einfach mit dem Meißel entzweischlug, wenn Lous Augen verlegen an ihr abglitten. Und es war ihr eine Erleichterung, wenn er sie dabei in rauhen Worten anfuhr und die zerstörende Tat als die Folge eines ärgerlichen Ausbruchs hinstellte. Sie litt auch, wenn er nichts sagte, sondern das „von ihren Blicken mißhandelte Werk" — wie er sich ausdrückte — still in irgendeinen Winkel verbannte oder in aller Heimlichkeit vernichtete.

Sie litt auch, wenn Bestellungen kamen, die, wie es im Atelierjargon hieß, „Kitsch" wollten — und die von der Fürstin oft durch langes, heißes Werben erreicht worden waren und Vorwand wurden zu allerlei kleinen Festlichkeiten und erhöhten Toilettenausgaben.

In den letzten zwei Jahren war es öfter vorgekommen, daß Hörselkamp diese Aufträge glatt zurückwies. Dann küßte Lou ihm wohl in plötzlicher Aufwallung die Hand, Frau Gina aber machte große, sehr große erstaunte Augen, verlegte sich aufs Schmeicheln und zerschlug — wenn das nichts nützte — irgendeine kostbare Vase oder eine hübsche Bonbonniere, zerbrach einen Fächer oder zerriß ein Taschentuch.

Während sie sich dann — taub für alle Zusprüche — in Tränen aufgelöst, in ihrem Zimmer einschloß, glitt Lou in das Atelier des Vaters.

Ganz schuldbewußt stand sie auf dem kleinen Podium, wagte es kaum, den Vater anzublicken, der finster, mit kalten, nervösen Händen, seiner Kunst diente, die ihm die Frau entfremdete.

Wenn er sie dann brüsk fragte: „Hat Mama sich beruhigt?" Dann lächelte sie mutig und antwortete: „Aber gewiß, Papa, sie wußte ja nicht, was du gerade vorhast."

„Na also . . . selbstverständlich."

Lou hörte sein erleichtertes Aufatmen. Und dann war er nach vierstündiger, angestrengter Arbeit doppelt zärtlich zu seiner Frau, zeigte sich abends mit ihr in Gesellschaft, hielt ihren Schal, sagte ihr, wie hübsch sie sei . . .

Das heiße Blut der Polin aber entzündete sich aufs neue an den heißen Worten.

Lous ehemalige Kinderfrau, die jetzt den Titel „Beschließerin" führte und dem dissoluten Hauswesen einen Schein äußerer Ordnung gab, war die einzige, die Blick hatte für Lous schwierige Stellung.

„Wie siehst du aus, mein Häseken?" sagte sie oft, wenn Lou sich nach einer anstrengenden Sitzung in zehn Minuten zu einer Gesellschaft frisieren und ankleiden mußte oder, wie es in letzter Zeit öfter der Fall war — Rechnungen auffing, die die Stiefmutter daran erinnern mußten, daß der Vater immer weniger verdiente — je mehr er sich künstlerisch entwickelte.

In letzter Zeit hatten sich die erregten Szenen gemehrt, ihre Bitterkeit sich verschärft.

Es war der Fürstin gelungen, für das neuste Werk ihres Mannes einen reichen Amerikaner zu interessieren. Sie gebrauchte gerade dringend Geld. Und die dreißigtausend Mark, die der Amerikaner in „deutscher Kunst" anlegen wollte, betrachtete sie schon als ihr gehörig, nachdem er bei Besichtigung des Hörselkampschen Ateliers den „Hexensabbat" als „very smart" bezeichnet hatte.

Der Widerstand ihres Mannes brachte sie zur Verzweiflung. Er wollte sich von der Gruppe nicht trennen, sagte er. Sie sollte in Berlin ausgestellt werden, in Berlin bleiben. Er wollte einen Platz haben im Museum, er wollte Professor werden. Lächerlich war das! Und dann wurde er noch grob zu ihr, als ob er seine Köchin geheiratet hätte! Warf ihr die „Fetzen" vor wie einer Spießbürgerin. Ihr, der Fürstin Sukewitsch, die mit der ganzen polnischen Aristokratie verwandt und eine Urgroßnichte des letzten Polenkönigs war!

Sie sah sich fröstelnd in dem weiten, hohen Raum um, an den ein kleines, kokettes Atelier grenzte, in dem er früher die Büsten schöner Frauen aus der Gesellschaft modellierte.

Sie wußte, daß er seit Jahr und Tag kaum mehr einen Fuß in das hübsche Boudoir gesetzt hatte, das eine kostbare Kopie seines Ateliers aus der Derfflingerstraße war. Als sie die große Werkstatt bauen ließ, hatte sie mehr an Atelierfeste als an Atelierarbeit gedacht, und zwei Bälle, die sie darin veranstaltete, brachten sie auf den Gipfel ihrer gesellschaftlichen Erfolge. Und jetzt war dieser Mann imstande, sie aus diesem Raum hinauszuweisen, nur weil sie eine „praktische Frau" war, an das Haus dachte, das die Lasten ihres Namens und seiner Erfolge zu tragen hatte.

„Und an dein Kind denkst du gar nicht?"

Sie spielte jetzt den großen Trumpf aus, drapierte sich, trotz ihrer vierunddreißig Jahre, mit den Phrasen mütterlicher Vorsorglichkeit.

Hörselkamp schob mit einer heftigen Bewegung den alten Dogensessel zur Seite, stemmte den Fuß auf das Podium und beugte sich vor: „Wieso an mein Kind? Was hat das mit meinem Kind zu tun?"

Sein tiefgebräuntes Gesicht mit dem schräg gescheitelten, an den Schläfen leicht ergrauten dunkelblonden Haar bekam einen gespannten Ausdruck.

„Du bist heute nicht rasiert", unterbrach Frau Gina und schüttelte mißbilligend ihren hübschen, wohlfrisierten Kopf.

Wie diese Weiber einem an den Nerven rissen! Er wollte auffahren. Die Dressur der Wohlerzogenheit siegte.

„Ich hab dem Kerl gesagt, er soll abends wiederkommen. War nicht vorbereitet auf deinen Besuch — verzeih."

Die Fürstin lächelte. Er war ein großer Bär, dieser schöne Deutsche. Aber da es nun einmal ihr Unglück wollte, daß sie ihn liebte! . . . Sie seufzte, ließ sich vorsichtig ihm zu Füßen auf das Podium nieder und lehnte ihr Gesicht gegen sein Knie.

„Was ist mit Lou?“ fragte er wieder.

Aber obwohl noch Gereiztheit in seiner Stimme lag, empfand er wohlig die Wärme ihres Körpers an dem seinen.

„Lou ist zwanzig Jahre alt, mein Lieber! Wir müssen daran denken, sie zu verheiraten.“

Hörselkamp wurde unruhig, aber sie tat, als sähe sie es nicht, und zog mit den Fingern kleine, zierliche Kreise auf seinem Knie.

„Warum verheiraten . . . wen will sie heiraten?“

Frau Gina lachte leise und ein bißchen spöttisch.

„Das weiß sie selbst noch nicht. Aber heiraten muß sie doch. Es ist sogar höchste Zeit. — Seit zwei Jahren sehe ich mich nach einem passenden Mann für sie um.“

Die kleine Lüge kam ganz ungezwungen über ihre Lippen. Bis vor kurzem hatte sie überhaupt nicht an eine Versorgung Lous gedacht. Denn sie störte sie nicht. Nur seitdem sie Lous „schrecklichen Einfluß“ auf ihren Mann beobachtete, war es bei ihr zur fixen Idee geworden, sie auf gute Manier loszuwerden.

Lous Mittellosigkeit erschwerte ihr die Aufgabe noch mehr als Lous scheues, zurückhaltendes Wesen. Sie hatte einmal an einen „schrecklich reichen Cousin“ gedacht, der irgendwo in Podolien Gutsbesitzer war und ihr geschrieben hatte, sie möchte ihm „gelegentlich mal eine Frau aussuchen“. Aber als sie davon zu sprechen angefangen, da hatte Lou sie mit einem Blick angesehen, der ihr peinlich gewesen war, und auch in ihrem äußerlich scherzhaften: „Willst du mich denn so weit weghaben?“ hatte etwas mitgeklungen, was der leichtlebigen, aber gutmütigen Fürstin ein für allemal die Lust nahm, einen Bewerber im Ausland zu suchen.

Übrigens war Lou Hörselkamp dem reichen Cousin, der anläßlich der landwirtschaftlichen Ausstellung auf einen Tag nach Berlin kam — zu sehr „Rühr mich nicht an“. „Erbarm dich, Ginenka — was soll ich mit einem Blumenstengel? Bei der dritten Mazurka wird sie mir ohnmächtig, und wenn ich am Hochzeitsabend ein Glas über den Durst trinken sollte, schließt sie mir die Tür vor der Nase zu, und ich kann mich von dem Stubenmädchen trösten lassen! Ich brauch was Robustes, Herzchen — so ein hübsches, festes Weibel, wie du es bist.“

Frau Gina bedauerte wirklich, daß Lou nicht ihre Tochter war und so gar nichts von ihrer Art hatte.

In den letzten Wochen hatte sie sich einigen Bekannten anvertraut. Man nahm ihre Wünsche recht kühl auf, obwohl sie öfters einfließen ließ: „Ich liebe die Kleine wie mein eigenes Kind. Sie wird auch meine Erbin.“

Auf die Erbschaft mußte man zu lange warten! Das war kein Lockmittel. Die jungen Leute mieden ostentativ das Hörselkampsche Haus, wo man ihnen eine Frau „andrehen wollte“. Nur Bruno von Taysen und Gerhard Oberwall erschienen immer wieder zu den intimen kleinen Teeabenden, die Frau Gina wöchentlich gab.

Aber von Taysen kam mit seinem Leutnantsgehalt und dem kleinen Zuschuß des Vaters gar nicht in Frage. Frau Gina litt ihn bei sich, weil dieser entzückende Graf Andre Oberwall den Jugendfreund seines Sohnes empfohlen hatte. Blieb Gerhard Oberwall! Aber da war der Vater, der gewiß große Pläne für ihn ausbaute, da war die schreckliche Exzellenz, die wie eine chinesische Kaiserin in ihrem Thronsessel saß, ihre Steine funkeln ließ und allen, die Kotau vor ihr machten, Sottisen sagte.

„Nein, Lieber, du mußt an Lous Zukunft denken“, sagte Frau Gina nochmals und tippte nachdrücklich auf das Knie ihres Mannes. „Wir müssen ihr doch eine Mitgift schaffen.“

Das hieß für Hörselkamp, alles aufgeben, woran er mit heißem Herzen hing, allem entsagen, wonach sein erwachter Ehrgeiz verlangte. Und dabei wußte er, daß alle seine Opfer doch vergeblich sein würden. Nicht seinem Kind würden sie zugute kommen, nur der Genußsucht der Fürstin Sukewitsch, die sich herabgelassen hatte, seine Frau zu werden.

Er schob ihre Hand von sich, die so entnervend weich und warm sein Knie umschloß, und schlüpfte mit einer heftigen Bewegung beider Arme wieder in seinen Arbeitskittel.

„Es brennt nicht“, sagte er finster. „Übrigens werden die dreißigtausend Mark deines Amerikaners Lou auch noch zu keiner begehrenswerten Partie machen . . .“

Frau Gina sprang auf und stieß zornig mit dem Fuß gegen einen Schemel. Die Statuette, der er als Sockel diente, kam ins Wanken, ein kleiner Kopf rollte in die Ecke, der Rumpf lag in Stücken auf der Erde.

Frau Gina schrie auf. Ihr Mann hatte sie an beiden Handgelenken gepackt, schüttelte sie, daß ein paar blonde Schildpattnadeln aus ihrem dunklen Haar fielen.

„Ich verbiete dir, mein Atelier zu betreten, hörst du! Ich verbiete es dir! Du saugst mir das Mark aus den Knochen, du, mit deinen Reden, deinen Blicken. Alles machst du kaputt in mir, was über deinen kleinen Verstand hinausgeht. Geh in deine Salons hinauf, putz dich, tanze, aber laß mich zufrieden."

So hatte sie ihn nie gesehen. Ihre erschreckten schwarzen Augen füllten sich mit Tränen, aber um ihren Mund zuckte es von kaum verhaltenem Lachen. Ein wundervoller Spaß war es, diesen großen, schönen Mann wütend zu sehen; das war ihr lieber, als wenn er sie nur frostig anfuhr und dann „Gesichter schnitt" — stunden- und tagelang. Wie ein gezanktes Kind schrie sie :„Ich habe die Figur nicht absichtlich zerschlagen — sei doch nicht so. . . . Ich kenne in Paris jemand, der repariert so was großartig. Keine hundert Frank kostet das. Keine hundert Frank. Ich schwör dir, man sieht's nicht . . ."

Ihre Naivität entwaffnete ihn, wandelte seine Wut in tiefe Niedergeschlagenheit. Er war wirklich verrückt. Was wollte er von der Frau. . . . Die ließ einfach zusammenleimen, was sie zerstörte. Eine Geldfrage war es für sie, weiter nichts.

Sie hatte sich niedergebückt, sammelte die Stücke in ihrem gelben Kimono auf, dabei stöhnte sie etwas, weil sie das Bücken in dem langen Korsett, das sie selbst unter einem Schlafrock trug, nicht gewohnt war.

„Laß das doch", sagte er matt.

Da ging die Tür auf, der große Gobelin wurde leicht zur Seite geschoben, und Lou glitt in einem ihrer schlichten, hellgrauen Kleidchen über die Schwelle. Mit einem Blick erfaßte sie, was geschehen war, und ihre feine, sehr schmale Hand nestelte an dem Goldbörtchen ihres Ausschnittes.

Da lag er nun, der kleine Kohlenjunge, zu dem sie dem Vater Modell gestanden hatte, und der mit zu seinen besten Arbeiten zählte! Noch vergangene Woche hatte ein Besucher die Statuette erwerben wollen, aber Hörselkamp hatte den Kopf geschüttelt und gesagt, den Kohlenjungen hätte er seiner Tochter geschenkt. Und sie war so glücklich darüber gewesen, hatte nur noch nicht den Mut gefunden, ihn aus des Vaters Atelier zu nehmen und in ihr Zimmer zu stellen, weil sie wußte, wie schwer sich der Vater in letzter Zeit von seinen Werken trennte.

Ärgerlich, obwohl Lou jeden Ausruf unterdrückt hatte, warf Frau Gina die Scherben wieder auf den Boden.

„Ich werde den Diener schicken. Der kann alles auflesen, wenn ihr so ungezogen seid und mir nicht helft . . ."

Ohne sich umzusehen, ging sie hinaus, riß den Gobelin heftig hinter sich zu.

„Arbeitest du noch, Papa?"

„Nein." Hörselkamp wendete sich ab, riß sich die Oberlippe mit den Zähnen blutig. Seine Hände spielten nervös mit den Schlüsseln und Geldstücken in seinen Taschen. Ohne sich nach Lou umzusehen, sagte er: „‚Der Hexensabbat' geht nach Amerika."

Ein leiser Seufzer — es klang wie ein Aufatmen — zitterte durch die Stille. Na ja, natürlich, das Mädel war auch froh darüber. Die Mama mußte ihr schön in den Ohren gelegen haben mit der Mitgift. Vielleicht wurde schon die Aussteuer bestellt. Das ging ja so schnell bei den Weibern! Nur er wußte nichts. Brauchte ja auch nichts zu wissen. Aber dann sollte sie auch nicht mehr in sein Atelier kommen, sollte nicht Kritik üben an dem, was er schuf.

Er lachte plötzlich kurz und bitter auf und langte nach dem russischen Juchtenbeutel mit dem honigduftenden Tabak. „Was stehst du noch? Ich verspreche dir — hunderttausend Mark kratze ich zusammen. Dafür kann man doch einen Mann bekommen — Was meinst du? He? Und wenn er ein Kavalier ist — wird er mir Ratenzahlung erlauben. Fünfzigtausend in diesem Jahr, fünfzigtausend im nächsten. Gerichtsvollzieher wird er mir nicht schicken . . . oder meinst du doch?" . . .

„Wer? Von wem sprichst du?"

Lou sah den Vater, der sich die selbstgedrehte Zigarette anrauchte, verständnislos mit ihren großen, grauen Augen an. Ein heißes, helles Rot stieg ihr langsam bis zur Stirn empor, verkroch sich in dem Gekräusel ihrer flachsblonden Haare. Der Diener kam mit Handbesen und Schaufel.

„Ich sollte zusammenfegen, befahl die Frau Fürstin."

„Dann fegen Sie zusammen", sagte Hörselkamp hart und stieß dichte Rauchwolken vor sich hin.

„Gnädiges Fräulein möchten sich ankleiden, Frau Fürstin machen einen Besuch", meldete der Diener und fegte die Teile der Statuette lieblos auf die Schaufel.

Wie gelähmt stand Lou auf ihrem Platz. Ihr feines, zartes Gesicht hatte einen gequälten Ausdruck.

„Ich komme dann morgen ganz zeitig", flüsterte sie.

Hörselkamp blinzelte fremd an ihr vorbei.

„Warum? Ich bestelle mir zu morgen die Guste Müller, die ist ganz brauchbar."

Er nickte ihr zu, nicht unfreundlich, aber kurz und sehr verabschiedend. Die Anwesenheit des Dieners machte jede weitere Frage unmöglich. . . .

Eine halbe Stunde später saß Lou neben der Stiefmutter im Autocoupé. Es war ein Freitag, und Frau Gina hatte mindestens vier Jours zu erledigen und eine Visite bei der Exzellenz.

Die Exzellenz „empfing" jeden Tag. Aber nicht jeden Tag wurde man vorgelassen.

Diesmal trieb's die Exzellenz noch weiter. Ließ „bedauern" und schickte gleich darauf die Mendel den Damen auf die Treppe nach.

„Exzellenz lassen bitten — es war ein Irrtum."

Und als die Damen ein wenig außer Atem vom Treppensteigen das rosenrot beleuchtete Zimmer betraten, da schlug die alte Exzellenz mit ihren ringglänzenden Fingern auf die goldene Lehne ihres Sessels.

„Warum laufen Sie mir denn gleich davon, liebe Fürstin? Die Mendel ist ein bißchen alterschwach. Sie meldete Frau Hörselkamp. Da war ich nicht gleich im Bild. Tag, liebe Kleine."

„Exzellenz."

Lou beugte sich über die Hand der alten Dame. Die schwere, parfümierte Luft benahm ihr fast den Atem. —

(Fortsetzung folgt.)

In der Eiderniederung.

Von Timm Kröger.

Von dem Fluß, der von der Quelle bis zur Mündung nicht viel mehr als zehn deutsche Meilen mißt, also ein kleiner ist, für sein Land aber ein großer und wichtiger, möchte ich reden. — Wer von Schleswig-Holstein mehr als nur den Namen gehört hat oder gar dort gewesen ist, kennt den Grenzfluß, der die beiden Länder trennt — die Eider.

Der Eiderfluß hat eigentümliche Schicksale. Zweimal hat ein Kanalbau ihn und seine natürlichen Quellen vergewaltigt, zuerst der alte Eider- oder schleswig-holsteinische Kanal, wenn auch verhältnismäßig gering, vor allen Dingen aber der große Kanal, der die Nord- und Ostsee verbindet. Aber daran denken wir nicht in erster Linie, wenn wir von den Schicksalen des größten Wasserlaufs des holsteinischen Landes sprechen. Bedeutsamer und merkwürdiger ist, daß der Fluß in unmittelbarer Nähe der Ostsee, beim Kieler Hafen, entspringt und doch der Nordsee zufließt. Bis Rendsburg als mäßig breiter Bach („Au", wie man bei uns sagt) angenehm gewunden. Seinen eigentlichen Charakter erhält er erst unterhalb Rendsburgs. Da wird er ein flutender und ebbender Strom, mit regelmäßiger Tiefe, mit breitem und tiefem Bett, ein schiffbarer Fluß in ruhiger Lage, mit geringem Gefälle, der in weichen, schilfumrauschten Schlangenlinien dem Meer zuschleicht, stromauf und stromab eine bunt bewimpelte Handelsflotte mit kommender und weichender Flut auf breitem Rücken tragend.

Die Länge der Eider ist, wie wir sahen, nicht erheblich, aber bei den reichen Niederschlägen des Landes und dem geringen Höhenunterschied von Rendsburg bis zur Mündung weitet sich das Bett. Bei Tönning hat der Fluß eine Mächtigkeit wie der Rheinstrom bei Köln. Er hatte seine beste Zeit, als der große Kanal noch nicht gebaut war und mit ihm die Reisenden des Fährdampfers. An grünen Ufern entlang, die blanke Wasserstraße öfters durch dichte, nicht übersehbare, immer rauschende Schilfwälder führend und immer in Biegungen, die nur einen kleinen Teil seiner Geheimnisse enthüllten. — Kapitän und Steuermann mit jeder Schaluppe, mit jedem Holz- und Torfewer Tagesgruß und „einen Mund voll Schnack" tauschend, für Freunde der Einsamkeit, der Behaglichkeit und Stimmung ein hoher, tiefgrabender Genuß. Aber dann kam der Kanal und nahm die wasserreichen Zuflüsse der holsteinischen Seite und auch einen großen Teil des Verkehrs hinweg.

Der große Nord-Ostsee- oder wie er amtlich heißt, „Kaiser-Wilhelm-Kanal". Für ein Weltwunder haben ihn die Zeitungen ausgegeben, als er gebaut wurde. Er ist und war auch ein Achtung forderndes Werk und wird es mehr noch als jetzt sein, wenn die im Gang befindliche Verbreiterung ausgeführt sein wird. Er war und ist aber von Menschenhand ein Werk der Kultur, der Technik, und wenn man sich von der Verblüffung darüber, wie herrlich weit wir es gebracht haben, erholt hat, auch von unserem Staunen, wo all das Geld herkommt, ein solches Werk auszuführen, dann scheint uns, sollten wir, insoweit wir Schönheit fordern, eigentlich mit unserm Staunen zu Ende sein, denn was als sichtbares Ergebnis übrigbleibt, ist Anwendung von wissenschaftlichen und technischen Grundsätzen, deren Wahrheiten der Menschheit nicht mehr verloren gehen können. Unsere Schönheit suchenden Sinne kommen dabei nicht so voll auf ihre Rechnung, wie man wünschen möchte, denn daß die lange, gerade Linie eines großen Wassergrabens schöner sei als die gewundene Linie eines natürlichen Flusses, zumal wenn dieser Graben an beiden Seiten von hohen Dämmen umgeben ist, die bei niedrigem Ausguck die Aussicht beeinträchtigen, wird niemand behaupten wollen.

Und doch sind wir mit unserer Bewunderung nicht fertig. Da sind die Hochbrücken, die die Eisenbahnzüge über die neue Wasserstraße tragen, in sicherer Ruhe auf wundervollen Bögen hinübergespannt, auf die Vertrauen erweckenden, sich gemächlich emporreckenden Uferpfeiler gestemmt, dabei unser Auge nachfühlen lassend, in wie sicherer Berechnung Last und Schwere hinübergeleitet, verteilt, im Gleichgewicht gehalten und von der in stoischer Sicherheit auf ihrem Nacken genommenen Stärke getragen wird. — Das ist nicht nur ein Erzeugnis der Technik, sondern auch ein Gegenstand ästhetischen Wohlgefallens, eine Schönheit in ruhender Lage, eine Erhabenheit, die den Beschauer physisch klein macht, aber psychisch erhebt, ihn selbst groß und ruhig macht, erfüllt von dem beim Anschauen gemächlich emporstrebenden Stolz, der gleichen Art anzugehören, der es beschieden war, dergleichen aus spielender Hand zu schaffen.

Nicht anders ergeht es uns bei den großen Drehbrücken, die den Verkehr der Hauptbahn des Landes über den Kanal bei Rendsburg bisher vermitteln. — Wenn sie und wie sie auf Druck und Kurbel dressierten, gut gezähmten, alles weltliche Maß übersteigenden Riesenungetümen gleich, in runder, eleganter, fast lautloser Bewegung sich öffnen und schließen. Eine große Steigerung des uns so wohltuenden Staunens wird uns sicher die neue Hochbrücke bei Rendsburg gewähren, wenn sie erst in Wirklichkeit so ins Leben gerufen ist, wie sie auf der Karte der Bauleute vorhanden, um nach Vollendung der Verbreiterungsarbeiten die Drehbrücken zu ersetzen. Ein Wunderwerk, ein Riesenwerk, das auf der Erde vielleicht wenig Ebenbürtiges hat. Die Bogen 70 Meter, die Fahrstraße der Bahn 46 Meter hoch über dem Wasserspiegel des Kanals hinweggeführt, nachdem die durch großartige, in wundervollen Schleifen- und Bohrwindungen ausgeführten Dammschüttungen zu dieser Höhe aus total flacher Ebene emporgehoben worden sind.

Wir suchen Schönheit in der Landschaft, die Kanalanlage konnte uns nicht zu viel bieten. Versuchen wir es mit der Landschaft, die sie berührt. Gehen wir meilenweit von Rendsburg aus neben der Eider, von ihr nur durch einen schmalen Zwischenraum getrennt, um allmählich etwas südlicher durch das große Reitmoor, dann dem Bett der Gieselau stromaufwärts folgend, die Richtung nach der Brunsbütteler Schleuse einzuschlagen. Bei der alten Grünthaler Hochbrücke bricht er durch eine Bodenwelle und war bis dahin innerhalb der großen Wiesen- und Moorniederungen, die der Eider, zumal auf holsteinischer Seite, angelagert sind. — Ein charakteristisches und interessantes Gelände, ein sich von dem höher belegenen, ansiedlungsfähigen Sand- und Ackerland scharf unterscheidender Einschnitt, ein echtes, mit allen eigentümlichen Beigaben ausgestattetes Niederungsgebiet — wir wiederholen: eine interessante und großartige Natur,

fügen aber hinzu, nur für den, der sie versteht. Die potenzierte Einsamkeit ist sie, die feuchte Schwere des Landes, die nach Liliencrons berühmtem Bild Theodor Storm mehr als die andern Dichter des Landes in seine Schriften hinübergenommen hat.

Wir nannten die Niederung einen Einschnitt in das höher gelegene Acker- und Sandland des holsteinischen Landes. — Höher gelegen. In dieser auf die Wasserwage eingestellten Ebene machen ein paar Fuß und nun gar ein paar Hamburger Ruten eine Bodenerhebung aus, die die Bevölkerung anreizt, mit „Berg" und „Schweiz" und dergleichen freigebig zu werden.

Es ist ein Einschnitt im Hochland, das, von den Wiesen aus gesehen, von einem dem meerumschlungenen Land eigentümlichen blauen Duft umsponnen ist, buchtenreich an der großen Ebene hingelagert. Die Ansiedlungen verschwinden hinter Bäumen und Wald, nur ein paar Kirchtürme sowie holländische Windmühlen ragen hervor, diese im langsamen, fleißigen Tagewerk sich drehend. Und wo Kirchen und Windmühlen aufragen, da sind, das wissen wir, da wohnen Menschen wie wir — Leute, die an des Leibes Nahrung und Notdurft denken, in stiller, ruhiger Arbeit, selten in Hast und Gier, Menschen, die sich auch zuweilen einen Feiertag gönnen, wie wir ihn jetzt haben, wenn wir unten stehen, in Alleinsein, in grenzenloser Einsamkeit, und unsere Augen hinrollen lassen, hinfliegen lassen mit den Linien des Wiesengeländes, die, wenn wir die rechte Richtung nehmen, hinfließen wie unser Leben — nein, nicht wie unser kurzes Leben, vielmehr wie die niemals seiende und niemals endende Zeit. Sichtbar führen uns die Linien der Steppe bis zur erzenen Wand der Himmelskuppel, die auf der Erde steht, unsere Gedanken gehen aber weiter hinter das Rund der Erde hinab.

Die ersten Anzeichen des Frühlings, der grüne Riesenteppich der Wiesen hingerollt, Blumen und Blüten mischen ihre Farben hinein — Gold und Weiß, dazwischen bescheiden, bräunlich, beinah bräutlich Aufleuchtendes! In Luft und Duft ein Singen und Jubilieren der gefiederten, in ihrem Familienglück noch ungestörten Welt. Noch ungestört und ungehindert. Denn noch schreitet kein blinkender Sensenmann den Todesschritt durchs Grün, noch wissen die Blüten nichts von Vernichtung und Welken und Vergehen. Das Singen und Jauchzen stört nicht die Stille und nicht die Einsamkeit des Wiesengrundes. — Den Kanal ließen wir eine halbe Meile nördlich, von dort her brüllt die heisere Stimme der Dampfschlote. Auch das gehört jetzt zur Seele der Landschaft, in webenden Wellen wogt es zu den Mühlen hinauf. — Sieh! — Kolosse, Panzer der deutschen Flotte. Grau gestrichene Türme und Schornsteine, hohe Borde, so leuchten sie weithin zu uns her und zu den Mühlen hinauf. — Es folgen Handelsdampfer unter eigener Kraft — im weiten Abstand ein Schleppzug, majestätische Segler, Riesen, die den Ozean pflügen.

Die Möwen und Seeschwalben kennen das und kümmern sich nicht darum, die Kiebitze und Bekassinen machen es ebenso, ihnen stört es nicht die Einsamkeit, und wir — wir machen es wie die Möwen und Kiebitze. Es stört uns nicht, die äußere und innere Ruhe, es unterstreicht sie. Unsere Phantasie hat sie aus der Welt des Diesseits gestrichen, in eine andere, eine höhere emporgehoben. Mittagsgespenster sind es, und Mittagsgespenstern gleich, zieht es dahin, in so abenteuerlicher Phantastik, wie noch vor wenigen Jahrzehnten kein Spökenlieker es hat sehen wollen.

Auf den Wiesen der Niederung ist es einsam, einsamer aber als auf den Wiesen ist es in den großen Mooren.

Mit schwarzen Rändern, Sargdeckeln vergleichbar, aufdräuende Nacht, tauchen sie auf — das große Reitmoor im Westen, das Meckelmoor weiter östlich und hinter dem Reitmoor die großen, in brauner, wilder Sumpfheide aufwuchernden Moore jenseit der alten Gieselau auf dithmarsischem Boden und zwischen Reit- und Meckelmoor hingeleckte kleine Moorteile, die, wie ich mal berichtet habe, aus dem Löffel gefallen sind, als der Teufel einstmals vom Meckelmoor aus seinem im Reitmoor zurückgebliebenen Großvater einen Haufen Brei hinüberschleuderte.

Im Moor das Gefühl des Verlassenseins, anders als in den Wiesen, eine Zugabe des Grausens. Das ist der Fluch der Unfruchtbarkeit, der weichen, morastigen Falschheit, der auf dem Moor ruht. — Soweit das Auge reicht, glucksende, ihrer Opfer harrende Torfgruben, Moräste, Unheil rauschende Sumpfheide und gespenstische Weiden. Rechts und links Drachen mit scheußlichem Rachen, uns zu verschlingen, rechts und links unrühmlicher Tod. Gefahr ringsum, der Einsame harten, liebloſen Gesetzen der Natur überantwortet, das Gefühl des Verstoßenseins vor dem Angesicht des Ewigen. Hat er das Moor nicht vor so vielen blühenden Gefilden in die Finsternis gegeben, wo Heulen und Zähneklappern? So stehen wir in der Öde inmitten einer vor Gott in Ungnade gefallenen Landschaft. Wir könnten unglücklich sein, wären wir nicht des Glückes und der Ruhe voll. Denn das, was uns an wirkliche Gefahr erinnern konnte, haben wir in die Sphäre des poetischen Genusses erhoben. Wir sind Herr unserer Glieder, es bedarf nur unseres Entschlusses, dann tragen sie uns nach bewohnbaren Stätten, wo die Herdflamme glüht — nach Stätten, wo uns Freunde und Brüder die Hand drücken, die sich freuen, uns für alle Unbilden zu entschädigen, die uns das Moor hätte antun können.

Und wir sind klug und gehen auf breitem Fahrdamm nach Hause, den blau umdufteten Höhen entgegen. Sie lösen sich in Wald und freundlich nickende Hecken und Koppeln auf. Und wenn wir auf der Höhe stehen, wo die emsige Mühle ihre Flügel wirft, liegt ein Erdenfleck vor uns, der uns der lieblichste von allen ist, kann er doch das Glück unserer Jugend bezeugen. Und holder Friede breitet noch immer über ihn die Hände.

Wiesenrast.

Auf der Wiese flattert Wind,
wie ich ruh im Grünen;
goldne Strahlen Sonne spinnt,
seidne Halme dünen.

Hoch im Blau der Kiebitz schreit,
taucht ins Gras hernieder;
fern aus Waldeseinsamkeit
seltsam rauscht es Lieder.

Leicht Gewölk mit lichtem Saum
zieht am Himmel stille;
und mir dünkt, als wär nur Traum
Denken, Herz und Wille.

Victor von Uthmann.

Der neue chinesische Gesandte in Berlin.

Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Am Kurfürstendamm hat der Vertreter des himmlischen Reichs am deutschen Kaiserhof sein Heim, sein eigenes Heim, und China nimmt wie in so manchen anderen Dingen auch hierin eine Sonderstellung ein. Begnügen sich in Berlin selbst verschiedene Botschaften mit gemieteten Räumen, so ist unter den Gesandtschaften die chinesische Legation die einzige, die sich auf eigenem Grund und Boden befindet Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, unter den Berliner Hausbesitzern auch den Sohn des Himmels zu wissen. Bereits vor einem Vierteljahrhundert, also geraume Zeit bevor die Japaner und später die durch den Boxeraufstand in das Land gerufenen Mächte etwas unsanft den Mongolenkaiser aus seiner Ruhe weckten, spielte er an den Ufern der Spree den Hauswirt. Kaiser Kwangsu und seine Tante kauften das Grundstück Unter den Zelten 14 für den Vertreter, den sie an den Hof des Deutschen Kaisers entsandten. Als dann der Kurfürstendamm mehr und mehr in Mode kam und es zum vornehmen Ton gehörte, dort ansässig zu sein, lenkte der damalige Gesandte Ying-Tschang, der mit dem Sühneprinzen Tschun nach Deutschland gekommen und hier geblieben war, die Aufmerksamkeit auf diese Straße.

Nicht lange währte es, und der mächtigste Mann des fernen Ostens war Besitzer eines Grundstücks im Berliner Westen geworden. Seit dem Jahr 1902 beherbergt das jetzige Gesandtschaftsgebäude die bei uns beglaubigten Diplomaten Chinas. Nichts verrät seine Bestimmung.

Dr. Jen, der neue chinesische Gesandte in Berlin, und seine Gemahlin.

Wie es dort mit den anderen Mietkasernen in Reih und Glied steht, so sieht's auch in seinem Innern aus. Nicht einmal ein Wappen kündet Inhaber und Bestimmung des Hauses. Der fliegende Drachen, das Symbol des kaiserlichen China, ist entfernt, und die Republik harrt noch ihrer Anerkennung. Die Ausstattung der Zimmer ist westländisch. Dennoch klingt manche chinesische Note in Gestalt von Vasen, Bildern, zierlichen Nippes und Bronzen hinein. In vollen Akkorden tönt diese aus der Heimat herüberklingende Musik in dem im ersten Stockwerk belegenen Raum (Abb. S. 923). Er zeigt völlig chinesischen Stil. Breit

Das Arbeitzimmer des Gesandten.

sie erzählen in ihrer Sprache nicht minder beredt von der Kultur des alten Reiches. Daß es auch das Land der Literaten war und vielfach noch ist, zeigt das Arbeitskabinett des Gesandten, das mit Büchern, Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren übersät ist (Abb. nebenst.).

In diesen Räumen gingen noch im Anfang des vorigen Jahres Männer einher, die in weite, wallende Gewänder gehüllt waren, und von deren Haupt ein Zopf herunterfiel. Das hat sich mit einem Schlag geändert. Gewiß fehlte es in den letzten Jahren des kaiserlichen China nicht an Männern, deren Aeußeres schon kündete, daß sie innerlich mit dem alten Reich gebrochen hatten. Haupthaar und Kleidung zeigten den europäischen Schnitt. Aber wer sich so trug, hatte sich etwas herausgenommen. Er war abgewichen vom Pfad des geheiligten Alten, und unter der Kaiserinwitwe hätte solch ein Neuerer riskiert, daß dem von seiner Hand gefällten Zopf der von anderer Hand gefällte Kopf nachgefolgt wäre. Noch der Vorgänger des jetzigen

angelegte Sessel laden zu behaglicher Ruhe. Aber bei aller Behäbigkeit verraten sie eine gewisse Anmut. Besonders charakteristisch mutet ein dreiteiliger Ruhesitz mit seinen geschnitzten Fußbänken an. Alles macht in diesem Salon den Eindruck der Würde und Gediegenheit, ohne doch der Grazie zu entbehren. Völlig im Gegensatz zu der japanischen Art, die allein durch das Zierliche zu wirken sucht. Daß dem Chinesen der Sinn für das Zierliche nicht fehlt, lassen die die Wände schmückenden Bilder erkennen. Es sind mit Seide auf Seide gestickte Gemälde. Die Motive bilden fast ausschließlich von Vögeln belebte Baumgruppen und Parkpartien. Wie an den Bäumen das Geäder jedes Blattes, an den Blumen jedes Staubgefäß, wie an den Vögeln die Federn des Gefieders wiedergegeben sind, das bedeutet eine große Kraft und Kunst der Kleinmalerei. Damit man diese bis in ihre zartesten Einzelheiten auch verfolgen kann, sind die Bilder in schmale Holzleisten eingespannt. Ein Rahmen würde manche dieser Feinheiten überschatten. Porzellanvasen verschiedenster Größe begegnet man in den Zimmern, und

Empfangsalon und Speisezimmer.

Der chinesische Gesandte (sitzend) mit den Mitgliedern der Gesandtschaft.

Gesandten war streng nach nationaler Sitte gekleidet. Wie anders der nunmehrige Vertreter Chinas. Dr. Jen ist nach westeuropäischer Mode gekleidet, auch seine Auffassung über die Zukunft seines Landes ist durchaus modern. Als ein Zögling amerikanischer Universitäten mußte er diese Auffassung gewinnen, die Jen auch durch seinen Uebertritt zum Christentum betätigte. Den diplomatischen Dienst begann er in Washington, wo er unter dem aufgeklärtesten Mann des kaiserlichen China, unter Wutingfang, arbeitete. Mit seinem Chef verließ Jen Washington und wurde in Peking Abteilungchef im Auswärtigen Amt. Von dieser Stellung aus erfolgte seine Berufung nach Berlin, wo bis zu seiner Ankunft der allgemein beliebte Herr Wang als Geschäftsträger die Republik vertreten hatte. Dr. Jen ist mit einer Schwester von Sun Pao chi verheiratet, der selbst bei

Blick in das chinesische Zimmer.

uns Gesandter war, um dann Vizekönig von Schantung zu werden. Im Haus Jens, der China längere Zeit in Paris vertreten hatte, wurde viel Französisch gesprochen, und so ist auch Frau Jen des Französischen mächtig, während ihr Gatte das Englische gleich seiner Muttersprache beherrscht. Deutsch versteht der Gesandte nur wenig, aber er versteht die Aufgabe, die in Deutschland seiner harrt. Denn er hat sich zur Richtschnur die Worte gemacht, mit denen Juanschikai ihn in der Abschiedsaudienz entließ: „Sie gehen in ein Land, das nach allen seinen Leistungen und Fähigkeiten berufen ist, uns für unsere künftige Entwicklung ein Führer zu sein.

Heinrich Blankenburg.

Eine Fahrt nach Südwestalaska.

Von Dr. Reinhard Thom. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Alaska! Auf nach seinen Gletschern, seinen Totempoles, seinen Bergen! Also leb wohl, Stadt am „Goldenen Tor"! Langsam entschwindet San Franzisko, das neue und glänzend entstandene. Nach Norden dreht der Dampfer, und über eine Woche wird er diese Richtung bewahren.

Die Mehrzahl unserer Reisegenossen entstammt dem Gebiet am Stillen Ozean. Sie alle wollen hinaus in das großartig einsame Märchenland; sie alle, die ermattet, nervenerschöpft oder überfeinert sind. Von den betäubenden Folgen verkehrten Ueberfleißes und übermäßiger Ueppigkeit werden sie sich befreien und hinausretten in die Natur. Die reine, starke Luft, das salzige Meer, sie werden alle Sorgengespinste wegfegen, alle Sünden abwaschen.

Seattle, der erste Anlegeplatz und eigentliche Ausgangspunkt einer Reise nach Alaska! Eine echt amerikanische Stadt des mächtig emporstrebenden Westens; ihr Wachstum in Zahlen: 1880 noch nicht 4000 Bewohner, zehn Jahre später über 40 000, an der Jahrhundertwende über 80 000 und heute nicht weit von 200 000. — Wie reizvoll liegt die Stadt. Vor uns eins der schönsten Inselmeere der Welt — der Zugang vom Land auf kilometerlangen Holzbrücken. In ihr wundervolle Parks mit Spielplätzen für Kinder, die auf Schaukeln, an Klettergerüsten und Rutschbahnen sich austummeln oder in kleinen zementierten Teichen, hochgeschürzt und barfüßig, sich in allerlei Planschereien austoben.

Straßenbild aus Skagway, dem „Eingangstor nach Klondike".

Nordwestwärts gleitet der Dampfer. Lind ist die Luft unter dem Einfluß des japanischen Stromes, der als Bruder des Golfstromes für Südwestalaska die gleiche Bedeutung besitzt wie dieser für Skandinavien.

Die Begeisterung wächst, als es weitergeht. Postkarten, Bilder, Andenken wandern in den Briefkasten des Schiffes: sie geben den Lieben daheim lebendige Anschauung von alledem, was wir noch sehen sollen — Totempoles, einfache Dörfer, Indianer ihre kunstvollen Flechtkörbe verkaufend, Eingeborene in Kanus; Gebirge höher als die Alpen, Eisströme, Wälder und Goldfelder!

Nordwestwärts werden wir fahren. Tagelang durch Meerengen, Buchten und Golfe! Von Deck werden wir Inseln, bewaldete Hügel und stolze Berge schauen; die Landschaftsbilder werden an Großartigkeit wachsen. Bei hellem Sonnenschein oder im Mondenglanz von einzigartiger Schönheit! Aber wehe in der Nacht bei grauem, dickem Nebel. Wie manches Fahrzeug lief dann in enger Straße auf — doch davon später.

Jetzt blinkert gleißend die Sonne auf der breiten Wasserfläche. Plötzlich treten die Berge der kanadischen Küste nahe aneinander, und dunkelgrüne Fluten schießen in dem schmalen Sund reißend dahin. Auf den strudelnden Wassern ist es lebendig geworden. Hundert und aber hundert Lachse schwimmen an uns vorbei und schnellen in meterweiten Sprüngen zur Belustigung aller Reisenden aus ihrem feuchten Element.

Und dann ein einzigartiges Gemälde, wie es kein Künstler zu schaffen vermag. Wolkenfetzen an den Wänden. Mächtig recken sich die Zacken und Zinnen der scharfen Felsränder empor. Blaue Töne, von den hellsten bis zu den düstersten, überwiegen. Manch goldener Sonnenflecken auf dunklem Grün oder auf lichtem, wo einst eine Lawine den alten Baumschlag niederriß. Ueberraschende Blicke und Farbenstimmungen. Die Berge spiegeln sich und baden ihre Häupter . . .

Und blicken wir jetzt die stundenlange, schmale Grenvillestraße entlang. Abenddämmerung bricht langsam herein. Silberglanz verklärt die stille Natur. Nur in der weiten Ferne der schnurgeraden Meeresfurche glühen die erhabensten Gipfel. Da jagt von ungefähr ein kalter Luftzug heran; Nebelstreifen umfangen uns — fröstelnd ziehen wir uns von Deck zurück. Wenn es Abend ist, plaudert man vom bequemen Stuhl aus mit den neuen Bekanntschaften.

Zwei Tage unterwegs! Gegen Mitternacht laufen wir nur für eine Stunde das englische Prince Rupert an, wo der nördlichste Schienenstrang der Neuen Welt am Großen Ozean endet. — Am nächsten Morgen sind wir nördlicher als Königsberg in Ostpreußen und erreichen mit

Sitka, die frühere Hauptstadt Alaskas.

Ketschikan (Abb. S. 927) die erste Ansiedlung in Alaska. Alles läuft nach dem nahen Bergbach; in ihm wimmelt es von ungezählten Lachsen, die zu den Stromschnellen ihrer Jugend zurückkehren, um dort einer neuen Nachkommenschaft Leben zu geben. Kenner behaupten, sie wollen in dem Fluß sterben, dem sie ihr Dasein verdanken. In so gewaltigen Mengen belagern sie die einzelnen Stufen und Vorsprünge, daß ein rascher Griff reiche Beute verheißt.

Die nächsten Tage sind ungemein abwechslungsvoll. Da ist Wrangel an der Mündung des Stikine. Hunderte von Gletschern nähren diesen Fluß, der einst einen beliebten Weg zu den Goldminen Klondikes bildete. Die Stadt weist eine Reihe alter Totempoles auf (Abb. S. 927). Als Stamm- oder Familienwappen stehen diese Pfähle aus Holz vor den Häusern der Eingeborenen, schillern in buntesten Farben und zeigen seltsam geschnitzte Fisch-, Vogel- und Menschenköpfe übereinander. Oft überragen sie als stolze Wahrzeichen die Hütten. Die Straßen ruhen zumeist auf Holzstämmen, die durch starke Bohlen überbrückt sind.

Hier wie auch später besichtigen wir die gewaltigen Anlagen, die der Zubereitung und Verpackung vornehmlich des Lachses dienen. So werden in Petersburg, einem kleinen Fischerort, täglich gegen 30 000 Fische in 100- bis 150 000 Büchsen gepreßt, wenn die Zeit des Lachsfanges da ist. Die im Morgengrauen erbeuteten Meeresbewohner sind durch großartige Maschinen- und Menschenarbeit schon zur Mittagzeit versandbereit. Nur noch in Chikagos Schlachthäusern sah ich diese verblüffende Art von Schnellarbeit. Vor allem erregt es Erstaunen, wie man über die vergewaltigten

Fischerdorf in Südwestalaska.

Naturkräfte als Herr gebietet. Immer entbehrlicher werden Menschenhände. Wenn man jedoch behauptet, daß aus dem Arbeiter ein Aufseher wird, so hat sich mir ein anderer Gedanke aufgedrängt. Die Menschen werden eher Teile einer Maschine. Tagaus, tagein — Monat für Monat immer die gleiche Bewegung, immer die gleiche Arbeit. Hier sind es meist Chinesen oder Eingeborene, in Chikago waren es Einwanderer aus Europa.

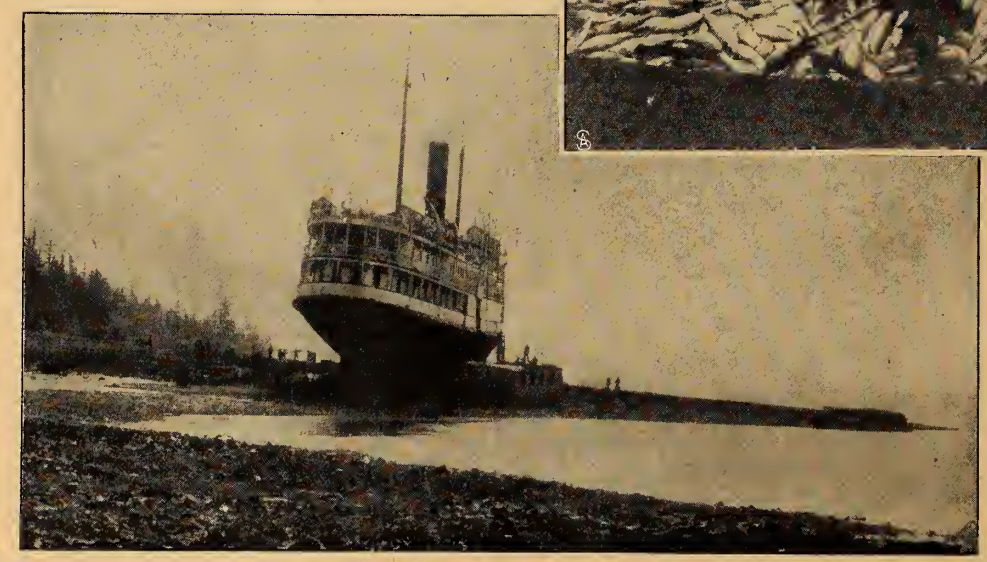
Wenige Stunden nördlich der Takusjord. Im Wasser ziehen Eisberge an uns vorüber. Langsam lenken wir in diesen prächtigen Fjord. Seinen Abschluß bildet der steil abfallende Takugletscher mit seinem tiefblauen Ton, wie ihn vielleicht kein anderer Gletscher Alaskas besitzt. Donnernd grollt es von den Bergkesseln der Höhe, Karen der Urzeit, wenn ein Eisblock von der Riesenwand abbricht. Krachend saust er zur Tiefe und weckt tausendfachen Widerhall.

Weiter nach der Treadwell Goldmine, nahe der Hauptstadt Juneau! Ungeheure Mühlen zerstampfen und zerquetschen den golddurchsetzten Quarz zu feinstem Sand; rinnendes Wasser spült ihn über Quecksilber platten. Während der Sand hinübergleitet, haftet das Gold. Obwohl die Tonne nur wenige Dollar Metall liefert, erweist sich das Verfahren als so wirtschaftlich, daß der Gewinn allein dieser Mine bereits den mehrfachen Kaufpreis Alaskas übersteigt. Für den Spottpreis von $7\frac{1}{2}$ Millionen Dollar erwarb 1867 die Union dies wertvolle Gebiet von Rußland. Tatkraft und Glück waren den Amerikanern gute Gefährten. Die Arbeiter in den Bergwerken sind Eingeborene. Aber auch die slawische Rasse ist stark beteiligt. Schaustellungen, Zeitschriften, Schwimmanstalt, Billardsäle usw. bringen Abwechslung in das eintönige Leben und sollen das Dasein erträglich gestalten.

Von den Stätten der Arbeit kommen wir wiederum in die große Natur. Der Glanzpunkt unserer Reise naht. Als wir in den hundert Kilometer langen Lynnfjord einbiegen, enthüllt sich uns ganz der Zauber nordischer Pracht. Die überwältigende Schönheit eines der großartigsten Landschaftsgemälde der Welt läßt uns verstummen. Das auffallendste sind beim ersten Anblick die wundervollen Architekturen, diese herrlich geschwungenen Linien. Allmählich wirkt auch das Unbeschreibliche dieser satten Farben. Aus dem milchgrünen Wasser ragen bläuliche Berge, schneebedeckt, gletscherdurchfurcht, mit Nebelkappen umsäumt, während die Sonne mit dem Wolkenheer um die Herrschaft ringt.

Im Norden teilt sich der Fjord. Hier liefen vor unvordenklichen Zeiten lange, schmale Gletscher wie leuchtende Riesenschlangen zwischen steilen Felsen strahlenförmig zusammen, um sich gemeinsam nach Süden vorzuschieben und in langen Jahrhunderten an der Vertiefung des Lynnkanals mitzuarbeiten.

Lachsboot,
von oben gesehen.



Bei Ketschikan aufgefahren.

Bevor wir jedoch in den östlichen Ausläufer einfahren, besuchen wir Haines, wo Militär liegt. Dort ergötzen sich Soldaten auf duftendem Klee im Angesicht der Gletscherwelt am Ballwurf oder am Spiel einer Musikkapelle, hier zwischen Baracken und Paradefeld belustigen sich andere mit einem gezähmten Bären oder einem flügellahmen Adler.

Dann gleitet der Dampfer in den Ostarm. Wir glauben, auf einem stillen See zu fahren, umrahmt von trotzigen Bergesriesen. In der entlegensten Ecke, eingekeilt zwischen jähen Wänden, drängt sich ein Fluß hervor; auf den Ablagerungen seiner Mündung erscheint Skagway (Abb. S. 924), das Eingangstor zum Jukon und nach Klondike. Nach diesen gold- und pelzreichen Gebieten fährt heute eine Eisenbahn, an tiefen Abgründen vorbei, in kühnen Schleifen, über stolze Brücken zum Whitepaß, wo in einer Höhe von beinah tausend Meter neben dem Union Jack das Sternenbanner flattert.

Eine herrliche Fahrt von kaum zwei Stunden. Rot leuchten die Gipfel, bläuliche Schatten lagern in düstern Klüften. Da unten zieht sich der Pfad hin, auf dem am Ende des vorigen Jahrhunderts in eisiger Kälte, in tiefem Schnee Tausende heraufschlichen. Gold war ihre Losung. Ehe man den Paß erreichte, starben

Blick auf Ketschikan.

allein in einer kleinen Mulde, dem „Tal des Todes", Hunderte von Pferden. Wieviel Hoffnung, wieviel Verzweiflung sah dieser steile Aufstieg. Als wir zum Schiff zurückkehren, füllt silbernes Dämmerlicht die Bucht. Stundenlang fahren wir in dieser magischen Beleuchtung wieder zum großen Lynnfjord hinaus; aber diesmal in entgegengesetzter Richtung.

Noch einmal empfinden wir den vollen Zauber nordischer Schönheit, als wir zu der westlichsten Stadt Südwestalaskas kommen. Auf der Baranowinsel liegt Sitka (Abbild. S. 925), das seit seiner Gründung, 1804, durch den ersten Gouverneur von Alaska Baranow über hundert Jahre Hauptstadt war.

Aus der See tauchen unzählige grüne Inseln. Im Hintergrund gürten schneegekrönte Berge die reizende Bucht; ein erloschener Vulkan mit wundervollem Umriß und in jungfräulichem Weiß ruft die Erinnerung an den Fujiyama im Winter wach. In der Nähe der Stadt zieht sich ein alter Eingeborenenpfad am Meeresrand dahin; bunte Totempoles begleiten ihn im Schatten des Waldes (Abb. nebenst.). Wie schimmert das Moor, wie glitzert die See, wie duftet der Tann!

In Sitka soll man am wohlfeilsten einkaufen. Also von Laden zu Laden, wo Goldarbeiten locken, oder zu den Eingeborenen, die kunstvolle Schnitzereien in schwarzem Marmor, in Elfenbein und Holz anbieten. Auch hier verleugnet sich nicht die Amerikanerin. Eine Schar dringt ein, eine andere strömt heraus; aber niemand kauft. Die Geschäftsleute nehmen es anscheinend nicht übel. Man kennt hier ihre Gewohnheiten. Wie erschraken doch die Händler in den Häfen des Indischen Ozeans und Ostasiens, wenn derartige Massenzüge ihre Verkaufstände beglückten.

Totempolespfad bei Sitka.

Der folgende Tag führt uns durch Buchten, enge Meeresstraßen an Felseneilanden vorüber. Wie schottische Seenlandschaften muten sie in ihrem Wechsel von Lieblichkeit und rauher Wildheit an!

Auf der Rückfahrt wendet sich das Glück von uns. Ein feiner Sprühregen dämpft die Stimmung am Tag. Nur des Abends ertönen liebliche Walzer oder noch öfter die Weisen moderner Apachentänze.

Eines Nachts beginnt die Schiffsirene ihren schauerlichen Sang. Immer heulender wird ihr Ton. Schrille Pfiffe mischen sich in ein unheimliches Konzert. Ich stecke meinen Kopf durch das Fenster: dicker, undurchdringlicher Nebel. Plötzlich verspüre ich einen schwachen Ruck —

dann ist alles still. Aha, wir sind in Ketchikan! — Als ich frühmorgens wiederum den Kopf aus der Luke strecke, gewahre ich Land unter mir. Schnell fahre ich in die Kleider und bin in einigen Sätzen auf Deck. — Wir sind aufgefahren: ganz sacht auf Kies; und ganz aufrecht. (Abb. S. 926). Es ist Ebbe, und das Wasser weicht noch immer. Der Kapitän hat Pfähle hinunterschaffen lassen, die das Schiff stützen wie Balken beim Häuserumbau. Zum Glück sind wir dem Land nahe; in der Ferne erkennt man Ketschikan. Hilfe ist bereits unterwegs; auf der einen Seite gleitet unsere Ladung — zahllose Lachskisten — auf einer rasch errichteten Rutschbahn zum Strand; auf der andern Seite liegt bereits ein Kahn, der in fieberhafter Eile gefüllt wird. Inzwischen wird es in den Kabinen lebendig. Echt amerikanisch klettern oder rutschen Wageluſtige zur Tiefe. Jetzt können wir in Muße unser Schiff bewundern und von allen Ecken und Enden knipsen. Gegen Mittag steigt die Flut, am Nachmittag versucht uns ein Schlepper abzubringen; doch die Taue zerreißen. Eine Stunde später kommen wir durch eigene Kraft mit Volldampf rückwärts los. Auch die weniger Beherzten erfreuten sich des Abenteuers!

Doch bevor wir unsere Reise beenden, will uns das Wetter, will uns das Meer versöhnen. Voll scheint der Mond über dem großen Ozean — die See aber leuchtet, wo die Woge schäumt, weithin in grünem Glanz: Meerleuchten!

Leb wohl, Alaska, du Land des gelben Goldes, des roten Lachses! Wenn bei Panama die Wasser zweier Weltmeere sich mischen, wird es leichter sein, dich wiederzusehen — auf deutschem Schiff vielleicht.

Die Kinder des Genies.

Roman von

Marie Luise Becker.

9. Fortsetzung und Schluß.

Margerit wandte sich wieder zu Jakob und sagte ablehnend: „Warum willst du da in ein anderes Schicksal pfuschen? Ich habe den Eindruck, als ob Gudrun nichts von Karl wissen will, als ob sie sich zurückzieht, innerlich kämpft. Ich finde es sehr unangebracht, sich da hineinzumischen."

Sie stellte einige blasse lila Astern in eine dunkelgrüne Vase und ordnete die Blüten mit leichten Händen.

„Sie haben sich aber doch früher gefunden — auch von selbst", wandte Jakob ein und dachte an den Frühlingsweg zu den Staren.

„Und er hat sie verlassen —" antwortete Margerit sinnend, „das vergißt ein Frauenherz nicht. Wie soll da eine neue Liebe in ihr aufblühen — wenn alles junge Fühlen einst in ihr zertreten wurde? Nein — die Nachtfröste, die in die Frühlingsblüten fallen, zerstören meist die Ernte für den Herbst."

Jakob nagte an seinen Lippen.

„Wie aber, wenn in ihrer Seele ein Rest Liebe lebend geblieben wäre —" wandte er ein.

Margerit schüttelte den Kopf. „Nicht nur Liebe ist nötig für eine Ehe. Ehe ist tiefstes Vertrauen."

Sie trat zu dem Gatten und legte ihm zärtlich die Hände auf die Schultern.

„Haben etwa wir beide je das Vertrauen zueinander verloren, Job?" fragte sie leise und eindringlich.

Er küßte ihre klare, stille Stirn. „Nein," sagte er gerührt, „aber ich will doch mit Gudrun sprechen — es will mir nicht aus dem Sinn, daß die beiden zusammengehören."

In dem Augenblick trat Gudrun ins Zimmer.

Sie fühlte, daß man von ihr gesprochen hatte, und sah fragend von einem zum andern.

„Was ist —?" fragte sie.

Margerit lachte leicht auf. Sie nahm eine feine venezianische Glasvase aus dem Schrank, die auf dem Transport in viele Scherben zerbrochen war, und legte die Scherben sorgsam auf den Tisch, indem sie versuchte, sie aneinanderzufügen.

„Glaubst du nicht, daß man sie kitten kann?" fragte sie bedeutsam. „Wenn man sich die Mühe gibt, alle die feinen Teile und Splitter aneinanderzupressen —"

„Es wäre doch immer nur eine gekittete Vase —" antwortete Gudrun finster.

Margerit sah Jakob an, der mit den Augen ihrem Tun gefolgt war. Alle drei schwiegen eine Zeitlang.

Gudrun verstand. „Und ein gekittetes Glück —?" fuhr sie fort.

„Gudrun, Karl Nordmann liebt dich", sagte Jakob. „Warum bist du so ablehnend? Er wirbt um dich. Überlege dir doch, wie glücklich du mit ihm sein könntest. Vergiß doch die alten Verstimmungen. Er liebt dich wirklich —" fügte er ernst und betont hinzu.

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Das hat er mir früher auch schon gesagt — und inzwischen vielen andern — ich bin nicht die Frau — den Kampf um ihn mit den andern aufzunehmen." Sie schüttelte den Kopf. „Nein — ich habe nicht mehr den Mut dazu — es ist besser, du kittest deine Vase nicht erst, Margerit, sie fällt doch bald wieder zusammen. — — Man soll nichts kitten, was einmal zerbrach —"

„Ist das dein letztes Wort, was du Karl zu sagen hast?" fragte Jakob. „Soll ich das Karl übermitteln?

Gudrun nickte. „Ja — mein letztes Wort — ich kann nicht mehr", sagte sie leise und ging hinaus. . . .

„So muß ich denn also Karl ihr bestimmtes Nein bringen, ihm sagen, daß alles aus ist — wie ärgerlich!"

„Nein," sagte seine Frau, „bringe ihm keine Absage. Das war keine Absage —"

„Na — hör mal —"

„Nein — sie liebt ihn noch — vielleicht gewinnt sie von neuem Vertrauen zu ihm. Ein Weib wie Gudrun will erobert und umworben sein — die gibt sich nicht nach zwei Worten — besonders aber nicht dem, der sie einmal verließ — er soll warten — werben — Geduld haben — desto größer ist dann sein Glück! Nun verzage ich nicht mehr daran und werde das meinige tun, daß sie zusammenkommen."

Copyright 1913 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Er zog sie in seine Arme. „Also du wirst mir doch helfen?“ fragte er, indem er sie küßte.

„Ja —“ flüsterte sie zwischen seinen Lippen, „weil wir so glücklich sind und sie ihn liebt — will ich's doch noch versuchen.“

* * *

Es sollte aber doch eine Wolke über den lachenden Sonnenhimmel ihrer Ehe ziehen!

Eins von Jakobs Dramen war in Musik gesetzt worden, und man bereitete die Aufführung der Oper vor. Margerits Rolle aus dem Stück fiel einer Sängerin zu, Walheide Kirschner, deren prachtvolle Stimme, deren Spiel und Erscheinung dem Werk eine neue Nuance gaben. Aber auch Jakob konnte sich dem Zauber nicht entziehen, den diese geistvolle und schöne Interpretin seiner Hauptrolle auf ihn ausübte wie auf alle andern Menschen.

Sie ließ ihn auch merken, daß er ihr nicht gleichgültig sei.

Zum erstenmal sah Gudrun den Bruder für eine andere Frau eingenommen, seit er Margerit kannte, und sie wurde sehr besorgt. Es schien ihr auch, als ob Margerit eine gewisse stille Angst sorgsam verberge.

Walheide Kirschner sollte die Rolle in Dresden singen und dann nach Rußland mitnehmen. Man gab ihr ein großes Abschiedsdiner.

Gudrun und Margerit schmückten die Tafel.

„Margerit — findest du nicht — daß Jakob — sich ein wenig zu viel aus ihr macht?“ fragte Gudrun die Schwägerin leise.

Margerit hob ein paar Ranken empor und schlang sie um die elektrische Ampel. „O — ja — leider“, sagte sie halblaut.

„Margerit — ich möchte ihn warnen“, fuhr Gudrun fort.

Die junge Frau machte eine leise, abwehrende Bewegung. „Ja — nicht — tu das nicht, Kind“, antwortete sie und sah dann Gudrun plötzlich an, und das Mädchen war erstaunt über den Schmerz, der in ihren Zügen lag. „Wenn du ihm das Geringste sagst, ist die Gefahr viel größer. Jetzt ist er wie ein Schlafwandelnder, dessen Weg wir nur in der Stille zitternd beobachten können — ihn aber zu wecken, anzurufen — nein. Ich hoffe — er findet so zurück —“ fügte Margerit leise hinzu.

„Und wenn er nicht fände? —“ sagte Gudrun angstvoll. „Du bist eine merkwürdige Frau — Margerit — bist du nicht eifersüchtig?“

„Nein — nicht in dem Sinn — den du in das Wort legst“, antwortete die junge Frau und ordnete weiter die Blumen. „Erstens könnte ich ja vielleicht ein Kunstwerk in ihm, das werden will, zerstören — wenn ich eine Liebe zerstöre — — das alles liegt so nah beisammen — wir verwechseln es so leicht — und dann — sieh — ich habe es immer für würdelos gehalten, wenn eine Frau aus ihrer Liebe eine Fessel drehen will —“ Gudrun war totenbleich geworden, als ging Margerits Wort sie selbst an.

„Du meinst —?“ stammelte sie.

„Ich meine, daß Jakob mich so geliebt hat, wie nur ein Mensch den andern lieben kann. Ich hoffe nur, daß mir diese Liebe bleibt — wenn sie sich vielleicht auch eben verschleiert. Auf alle Fälle war seine Liebe das größte Glück meines Lebens — er hat es mir geschenkt — und ich werde ihm immer dankbar dafür sein — was auch kommen mag. Wir waren einander alles. Wenn ein anderes Weib ihm meine Stelle ausfüllen kann — wenn das möglich ist für ihn — für seinen inneren Menschen — so zerbricht damit etwas zwischen uns beiden — was nicht wieder heilt — und was auch die Eifersucht ausschließt — die zurückerobern, wiedergewinnen will. Doch das alles ist ganz unabhängig von einem Wohlgefallen oder einer flüchtigen, äußeren Untreue. Vielleicht braucht er sie — als eine künstlerische Anregung — wer weiß —“

„Du würdest ihm eine Untreue vergeben —?“

„Ich würde sie sogar vergessen — wenn er sie vergißt —“

„Du würdest also nicht um ihn kämpfen —“ stammelte Gudrun verwirrt.

„Du wirst sehen, wie ich um ihn kämpfe —“ antwortete Margerit mit einem eigentümlichen, verschwiegenen Lächeln und ging still hinaus. —

Am Abend war Margerit so schön, so eigenartig, so ganz besonders gekleidet, daß sie wie in einer neuen, wundersam reizenden Jugend erschien.

Auch Jakob fiel es auf. Und das verwirrte ihn. Sie scherzte beim Diner, als sie ihm gegenübersaß, und erzählte mit leichtem Spott, wie so viele Frauen einst ihren schönen Schwiegervater gefeiert hätten, wie heute so viele ihren Mann begehrten.

Ihre Augen blitzten. Walheide Kirschner errötete, Jakob wurde unbehaglich, aber er ging auf ihren leichten Ton ein.

„Du könntest mir wirklich ein bißchen mehr Freiheit geben“, sagte er, scheinbar auf ihren Scherz antwortend.

Man horchte auf. Denn niemand war das Interesse entgangen, das der junge Dichter an der schönen Sängerin nahm. Alle sahen die Gattin an, die da sichtlich hohes Spiel spielte.

Aber Margerit lächelte zufrieden. Er gehörte ihr doch noch — gab ihr unbewußt das Stichwort zu dem, was sie sagen wollte und mußte!

„Gewiß!“ antwortete sie ganz ernst und fest. „Sehr gern gebe ich dir die Freiheit — du kannst tun und lassen, was du willst. Du weißt, ich bin keine von den altmodischen Frauen, die aus der Ehe einen lebenslänglichen Kerker machen. Du mußt nur wissen, daß ich — in dem Augenblick, wo du mir untreu wirst — selbst das Gefühl verliere, daß ich dir treu sein muß, aus innerer Notwendigkeit, aus der heiligen Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit unserer Ehe — also daß ich mich dann ebenso frei fühlen werde wie du.“ Sie hob lächelnd und leise abwehrend die Hand. „Ich sage nicht — daß ich diese Freiheit benutzen würde — aber ich würde doch wissen — daß ich es könnte — daß mich innerlich nichts mehr hielte — nichts mehr an dich bände — denn wir haben das gleiche Recht — du und ich — als gleichwertige Menschen — das gleiche Recht an die Freiheit —“

Jakobs Lippen waren blaß geworden, er sah Margerit an und fand, daß sie schön sei, begehrenswerter denn je. —

„In dieser Minute hat sich Margerit ihren Mann zurückerobert“, sagte Karl leise zu Gudrun, die mit zitterndem Herzen dem Gespräch gelauscht hatte.

Gudrun nickte. „Sie ist bewundernswert“, flüsterte sie mit einem Seufzer.

* * *

Das Denkmal wurde fertig, gegossen und aufgestellt, und die Festredner nannten den toten Dichter unsterblich. Nun seine Bronzegestalt da vor ihnen stand, war es ihnen doch wieder, als sei sein toter Wille erwacht, als rührten seine Verse ihre Seelen.

Ein tiefer Frieden, ein stilles Sichversöhnen mit allem, was geschehen und nicht geschehen, zog in Gudruns Herz ein.

Der Zorn gegen alle, die den Toten so rasch vergessen hatten, löste sich in einen ruhigen Friedensgedanken auf.

Sie stand zwischen den drei Jugendfreunden, die sie alle drei zum Weib begehrt hatten: Karl Nordmann, Bill Theisheim und dem guten Otto.

Zwei von ihnen hatten nun ein anderes Weib neben sich — und hatten ein ander Glück gefunden — nur sie und Karl standen einsam, und alle Menschen schienen es für selbstverständlich zu halten, daß sie beide einmal zusammengehören würden.

Und plötzlich kam eine Furcht über sie, daß dieser Wille der andern in ihr Geschick hineingreifen würde und sie bestimmen, zu tun, was sie für Unrecht hielt. Und sie war schroffer und ablehnender als je zu Karl Nordmann, und die Feier verlief, ohne daß sie einander nähergekommen waren . . .

* * *

Sie reiste gleich wieder zurück nach Berlin mit Jakobs beiden Kindern, indes Jakob und Margerit weiterfuhren nach Antwerpen, wo man Jakobs Drama spielen wollte mit Margerit in der Hauptrolle.

Sie würde so lange Mutterstelle an den Kindern vertreten, bis die Eltern zurückkehrten und in der Villa wohnten. Damit war sie in einem Wirkungskreis, der sie von ihren Träumen abbrachte. —

Karl Nordmann hatte sich angewöhnt, auf Jakobs und Margerits Anregung hin, wie ein Freund im Haus aus und ein zu gehen, und so war er viel mit Gudrun zusammen.

Als er eines Tages in Jakobs Villa kam, um Gudrun guten Tag zu sagen, bat ihn der Diener, das gnädige Fräulein zu entschuldigen, die Kinder seien krank. Man könne niemand empfangen. Sie widme sich ganz der Pflege.

Er ließ sich nicht abweisen und ging hinauf in das Kinderzimmer. Es war verdunkelt, und Gudrun trug ein weißes Kleid wie eine Krankenschwester.

Sie erhob sich, als er eintrat. „Du hättest nicht heraufkommen sollen, die Kinder haben Scharlach, das ist ansteckend", sagte sie mit halbem Lächeln und reichte ihm die Hand.

„Und du fürchtest dich nicht?" sagte er und nahm ihre Hand.

Sie sah ihn an, erstaunt, daß man erwarten konnte, sie würde an sich selbst denken.

„Ich bin in großer Sorge", sagte sie und neigte sich zu den Kindern. „Bei Lorle ist's leicht — aber Bubi hat es, scheint's, tüchtig gepackt. Und ich bin allein mit ihnen und wage nicht einmal, Margerit, die doch spielen soll, mit einer Nachricht zu ängstigen."

„Dann müssen wir also Vater und Mutter bei ihnen vertreten", antwortete Karl lächelnd.

Gudrun tat, als ob sie nicht zuhörte, und beugte sich über das Bett des Jungen. Der Kleine reckte weinend die Ärmchen nach ihr.

Sie nahm ihn in die Arme und trug ihn beruhigend im Zimmer auf und nieder. Ihre leise, kosende, tröstende Stimme klang wie ein süßes Lied, das ihm das Herz weit und sehnsüchtig machte nach ihrer Zärtlichkeit von einst.

Wie mütterlich ihre Bewegungen waren! Wie lieb er sie hatte!

Die nächsten zwei Tage blieb er an ihrer Seite, sorgte, daß eine Pflegerin sie nachts ablöste.

Gudrun nahm seine Hilfe, Nähe und Fürsorge dankbar an. Sie war voller Angst und Sorge, und die Verantwortung um die ihr anvertrauten Kinder peinigte sie so, daß sie seine Gegenwart als eine große Wohltat empfand.

Ihr Widerstand gegen seine Werbung, gegen seinen Willen, der nach ihr rief, wurde matter und matter in diesen Wochen — nun — unter der Last ihrer stellvertretenden Mutterschaft — fühlte sie sich geborgen und beschützt in seiner Nähe.

* * *

„Fräulein Heinemann ist nun selbst krank geworden und zu Haus geblieben, ich habe gleich an die gnädige Frau depeschiert", sagte die Pflegerin zu Karl am nächsten Morgen. „Die gnädige Frau hat auch schon telephoniert, daß sie sofort zurückkommt und das Gastspiel abbricht, und gefragt, wie es den Kindern geht. Na — es scheint ja, daß es besser wird."

„Und Fräulein Heinemann?" fragte Karl aufgeregt.

„Ja — sie hat sich angesteckt. Na, und bei großen Leuten ist es ja gefährlicher. Sie hat ja ihre alte Therese, die sie pflegt — Gott sei Dank."

Karl wandte sich ab. Eine große Angst war in seinem Herzen. Er ging hinüber zu ihrer Wohnung. Die alte Therese öffnete.

Gudrun lag da, mit fieberndem Antlitz und fiebernden Augen, erkannte ihn zuerst nicht, hielt ihn für den Arzt, fragte nach den Kindern mit angsterfüllter Stimme. Sie wollte aufstehen — die Kinder pflegen gehen. — Karl hielt sie zurück, nahm sie sanft in seine Arme.

Da erkannte sie ihn. Und mit dem Erkennen wurde alles Erinnern wach. Eine tiefe Erschütterung ging über sie hin.

Er war da — ihr nahe — das war doch ein Glücksbewußtsein, gegen dessen Macht sie sich nicht wehren konnte. Sie gab sich still darein, müde, hilflos und vertrauend, wie ein verirrtes Kind.

Sie ließ sich sanft in die Kissen zurücklegen, litt seine leise streichelnden Hände. Dann schloß sie die Augen — friedlich — willenlos — —

„Wie gut, daß du wenigstens da bist," flüsterte sie leise, „ich bin so allein." Dann schwand ihr das Bewußtsein. —

Als Margerit am nächsten Tag kam, war der kleine Junge aus der größten Gefahr, aber mit Gudrun war es schlimmer geworden.

Karl war bei ihr, pflegte sie, als müsse das so sein. Margerit und Jakob sahen nur hin und wieder, flüchtig nach ihr hin. Niemand als die alte, halb blinde Therese war um sie. Niemand bangte um sie — niemand sorgte sich um sie — als er — Karl.

Und damit schien er eine Macht zu werden im Leben des vereinsamten Mädchens. Denn es war ja nun doch nur seine Liebe, die sie noch an das Leben fesselte.

Da war es ihr auf einmal klar, daß sie kein Recht mehr hatte, ihm zu entfliehen.

Und so siegte denn seine starke Liebe gegen den Tod, gegen ihre Mutlosigkeit, gegen ihre Verzagtheit.

Als ihre Genesung begann, war es ihr ganz selbstverständlich geworden, daß er da saß, ihr vorlas und mit ihr plauderte.

Und dann durfte sie aufstehen und an seinem Arm die ersten schwankenden Schritte im Zimmer versuchen und dann ins Nebenzimmer gehen, wo die Sonne durch

das Fenster schien, und wo die Blumen dufteten, die er ihr gebracht hatte.

Und es wurde Frühling, draußen und in ihrem Herzen — — —

„Es ist heute herrliches Wetter — der Doktor hat dir eine Ausfahrt erlaubt", sagte Margerit eines Tages. „Du siehst wirklich gut aus, wie du dich erholt hast! Hübsch bist du wieder geworden! Viel jünger! Jakob wird dir sein Auto schicken, und — wenn Karl dich begleiten will — könntet ihr eine Fahrt machen. Es ist warm und sonnig. Vielleicht oben, an der Havel, bei Lindwerder und vorbei durch den Wald — das wird dir gut tun. Nachher kannst du dann ja bei uns zu Abend essen und den Kindern guten Tag sagen. Du hast sie so lange nicht gesehen. Sie haben dich schon ganz vergessen!"

Eine Stunde später saßen sie im Automobil.

Karl hatte sie warm eingewickelt und zwischen Kissen und Decken gepackt. Sie war zwar ein wenig blaß noch, aber doch reizend zart mit der wiederkehrenden Farbe der Gesundheit und des Glücks auf Stirn und Wangen.

Sie fuhren die neue Spandauer Heerstraße entlang durch den frühlingduftenden Wald, an der Havel weiter, die leise, schwer und still dahinfloß.

Karl hielt ihre Hand und freute sich, wie sie so froh und tief die junge, frische Luft atmete. Nun war sie doch dem Leben neu geschenkt!

Ob auch seinem Leben? Seinem Wünschen und Sehnen? Er hatte nicht mehr gewagt, von seiner Liebe zu sprechen seit ihren letzten heftigen Worten.

Er drückte ihre Hand, damit sie ihn ansehen mußte.

„Gudrun —" sagte er lächelnd — und doch voll innerer Bangigkeit, „willst du es nicht doch noch einmal mit mir versuchen?"

„Das Leben ist ein Kampf — an deiner Seite", sagte sie leise — zagend —

„Und du hast nicht mehr den Mut zu neuem Kampf?" fragte er traurig und ließ ihre Hand los — also es war doch alles umsonst gewesen.

Aber da war sie es, die seine Hand nahm und festhielt. „Still doch — ich habe ja den Mut zu neuem Kampf — ich fange ja heute ein neues Leben an — und das gehört dir —" — —

Margerit lächelte, als sie ankamen. Sie hielten sich an den Händen, und ein seltsames, seliges Lächeln lag auf ihren Gesichtern, ihren Lippen — die sich geküßt hatten.

„Die Verlobungsbowle steht schon auf dem Tisch," sagte sie, „kommt nur herein. Ich habe mit Job heute morgen nämlich gewettet, daß ihr euch heute finden würdet. — Übrigens war's Zeit. Ich bin doch eine schlechte Komödiantin, habe ich wieder gemerkt, sobald mir eine Rolle nicht liegt. Und noch nie ist mir eine Rolle so sauer geworden wie die der bösen, herzlosen Schwägerin. Aber es ging nicht anders. Wir mußten sie alle verlassen, damit sie den Weg zu dir fand."

So saßen Joachim Heinemanns Kinder beisammen und feierten den alten, neuen Bund, der nun eine neue Familie gründen sollte — in seinem — Joachims Sinn und Geist — und doch auch in einem neuen Geist . . .

Ende.

Neue Moden.

Hierzu 12 photograph. Aufnahmen.

Phot. Manuel.

1. Straßenkostüm mit kurzer Jacke und schwarz-weiß kariertem Rock.

Der Lenz führt die Pariserin wie jede andere elegante Großstadtbewohnerin mehr ins Freie. Dadurch entsteht ein Betonen der Straßenmode, der einfacheren, fußfreien Promenadenkleider. Als Gegengewicht aber hat sich in den letzten Jahren durch die verstärkte Reiselust während des Winters, die fast alle tonangebenden Menschen zum mindesten an die Riviera, meist nach Nordafrika oder zu einer Kreuzfahrt auf der Dampfjacht im Mittelmeer nach dem Süden entführt, eine Verstärkung auch des geselligen Lebens in der französischen Hauptstadt in den Frühlingsmonaten herausgebildet. Mit der Londoner Season vermag diese frühjahrliche Geselligkeitsperiode von Paris nur unwesentliche Aehnlichkeiten aufzuweisen. Namentlich fehlt ihr der Mittelpunkt des Hofes, um den sich in der englischen Hauptstadt alles gruppiert. Die offiziellen Ballfestlichkeiten finden in Paris alter Sitte gemäß im Winter statt, und die leitenden Regierungskreise beteiligen sich nur bei vereinzelten Gelegenheiten an dem Treiben des „Tout Paris", z. B.

Phot Manuel.

2. Hauskleid mit dreiteiligem, sonnenplissiertem Rock.

den beiden frühjahrlichen Bilderausstellungen, dem Concours hippique oder an den großen Rennen. Dafür aber verkehren die einzelnen Gesellschaftskreise sehr intensiv unter sich. Man veranstaltet musikalische Matineen, große Abendempfänge, Gartenfeste, lebende Bilder und Liebhabertheater; trifft sich im Theater, bei Konzerten, bei den Rennen, in den Ausstellungen und während der Vormittagstunden im Bois de Boulogne. Das dauert bis Mitte Juni, also etwa acht Wochen lang. Dann beendet mit einem Schlag der Tag des Großen Preises von Longchamps die Pariser Frühjahrsaison, und jeder, der auf seine gesellschaftliche Ehre

Phot. Manuel.
3. **Fußfreies Kleid für junge Mädchen.**

hält, verläßt fluchtartig Paris, um sich in ein Bad zu begeben. In der Zeit der Pariser Frühlingsaison aber bildet sich die Mode des Sommers in ihren Grundzügen aus, und das, was die Schneider vorschlagen und anbieten, wird von der öffentlichen Meinung geprüft.

Bei den Schneiderkleidern macht sich nun augenblicklich die Tendenz bemerkbar, die Originalität der Raffungen, die am Rock herrschte, auf die Jacken zu übertragen. Abbild. 8 zeigt ein sehr charakteristisches Modell aus elfenbeinfarbiger Charmeuse (weichem Seidenstoff) mit Garnierung von schwarzem Libertyband als Gürtel und Kragenaufschlag. Die Jacke ist eine originelle Verbindung von Directoire und Empire: In dem Aufsteigen des Kragenab-

Phot. Talbot.
4. **Zweifarbiger Kimonomantel.**

Phot. Manuel.
5. **Gesellschaftskleid mit Schalärmeln**
in japanischem Geschmack.

schlusses bis zum Hals und der vorn in der Mitte niederlaufenden Knöpfung sowie dem unterhalb des Gürtels geteilten, hinten zu einem Frackende verlängerten Schoß sowie durch hohe Gürtelung und Kimonoansatz der Aermel. Der kleine schwarze Tafthut mit dem kaum merklichen, hochgebogenen Rand und dem vorn hochstrebenden schwarzen Reiherstutz ist ganz 1913. — Das Kleid aus einfarbig erbsengelbem, geripptem Frühlingstuch (Abb. 6) zeigt eine im Rücken in eine Spitze verlängerte Jacke. Die Dreiviertelärmel mit den breiten Manschettenstulpen setzen unter dem übergeklappten Schulterteil wie an einem selbständigen Untergewand an. Vorn schließen die Jacken mit einem einzigen großen Knopf auf Brusthöhe und fallen dann im Dreieck auseinander. Der Rock ist seitlich unter einer überfallenden Rockbahn gerafft. Eine dunkellila Seidenschärpe fällt vom Gürtel über die Raffung nieder, die an ein gerafftes Reitkleid gemahnt. Den kleinen, vorn etwas über die Stirn gekippten lila Roßhaarhut ziert ein wegstrebender Stutz von lichtgelbem Seidenband. —

Eine typisch moderne Garnierung zeigt der kleine tropenhelmartige grüne Strohhut (Abb. 9), aus dessen glatt um den Kopf gelegtem grünem Ripsbandschmuck schwarze Reiherfedern emporragen, sich über dem Hutkopf mit ihren Spitzen vereinigen und so eine Art Krocketglocke bilden. — Das Hütchen zu dem Anzug auf Abb. 12 ist aus pflaumenblauem Taft hergestellt. Samtband schwarzer Seidentüll, ein seitlich hochstrebender Reiherstutz vervollständigen den Aufputz. An dem originellen Straßenkleid ist die in einen gewickelten Gürtel und weiter in eine über den Rock seitlich niederfallende Schalschärpe übergehende langärmlige Jacke aus pflaumenblauer Charmeuse gearbeitet. Der viereckige kragenlose Vordereinsatz des Mieders aus champagnergelber Seide ist mit schwarzem Tüll bedeckt. Das breite Streifenmuster des runden glatten Rockes ist in einer schattierten Mischung von Blau und Schwarz auf lichtgelben Grund gesetzt. — Einen ähnlichen Eindruck macht das Kostüm auf Abb. 1. Originell

Phot. Talbot.

Phot. Manuel.

6. Einfaches Straßenkostüm mit Jacke.

Oberes Bild in der Mitte:

7. Kleid mit weißer Bluse u. schwarzem Rock.

Phot. Talbot.

Phot. Talbot.

8. Elfenbeinfarbenes Kleid m. origineller Jacke.

Linkes Bild:

9. Grüner Kuppelhut mit Reiherfedern.

ist die Jacke mit den oben weiten Aermeln, die sich nach der Hand zu verengern. — Ist hier eine dunkle Jacke einem hellen Rock, sehr bezeichnend für die bestehende Moderichtung, zugefügt, so zeigt uns Abb. 7 die entgegengesetzte, sehr hübsch wirkende Zusammensetzung einer weißen Spitzenbluse mit kleinem schwarzem Kragenvolant zu einem vielfach gerafften schwarzen Seidenrock. An dem kleinen schwarzen Hütchen aus Taft sind bemerkenswert die beiden schwarztaftenen Merkurflügel. — Abb. 2 mit seinem dreiteiligen übereinanderfallenden Rock aus plissiertem weißem Seidenvoile und der einfachen Kimonobluse aus dem gleichen, aber unplissierten weiß auf weiß gestickten Stoff gehört zu jener Gattung von Gewändern, die man mit dunkler

Phot. Talbot.

10. Gerafftes Straßenkleid aus Charmeuse
mit Metallstickerei.

Phot. Talbot.

11. Helles Empfangskleid
mit kleinem Medicikragen.

Jacke als Straßenanzug, jackenlos als Hauskleid trägt. — Bei Abb. 10 besteht gleichfalls diese doppelte Verwendbarkeit. Man sieht viele dieser hellen und luftigen Toiletten auf der Straße, wo sie besonders deshalb unmotiviert und schlecht wirken, weil der Rock beim Schreiten stets seitlich und deshalb negligéartig wirkt. Das vorliegende Modell ist aus elfenbeinfarbener Charmeuse mit Silberstickerei gearbeitet. Der kleine Hut aus schwarzem Roßhaar mit nattierblauem Libertyband garniert. — Bei Abb. 11 weist die faltige Drapierung des vorn leichtgespaltenen Rockes, die Bauschigkeit der weißen Seidenmusselinärmel auf eine Interieurtoilette hin. Der kleine Medicikragen aus Valenciennesspitze gibt dem wellig tieffrisierten Kopf einen sehr hübschen Rahmen. — Ebenso eigenartig und für manche Frauen überaus kleidsam sind auch die japanischen Reminiszenzen, wie sie in sehr ausgesprochener Form der große Abendmantel auf Abb. 4 zum Ausdruck bringt. Der obere Teil dieses originellen Kleidungstückes besteht aus gold- und hellrotbroschierter Seide, ebenso wie das Futter. Der untere Teil sticht dagegen in marineblauem Samt ab. Besonders beachtenswert ist die Gürtelung, die im Rücken durch Haken geschlossen wird. — Auch das Abendkleid auf Abb. 5 zeigt Japananklänge in Form und Drapierung, die noch gehoben werden durch die Musterung des weichen lichtschieferblauen Seidenstoffes. Sehr eigenartig wirken hier die Kimonoärmel, die aus einem Schal von blaßrosa Charmeuse mit Goldstickereiumrandung hervorgehen. — Daß übrigens die Mode auch ohne historische oder orientalische Modelle arbeitet, beweisen Kleider wie das auf Abb. 3. Ein sehr jugendliches Ballkleid aus grünem goldpaillettenumrandetem Seidenmusselin über weißem Atlas. Klementine.

Phot. Manuel.

12. Straßenkleid für den Nachmittag
mit gemustertem Rock und dunkler Jacke.

Ein Kapitel vom Pudding.

Von Wilhelmine Bird. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen von F. Lauffer.

In der Regel bildet das Wort Pudding den Begriff einer süßen Speise, die lediglich berufen ist, den Schluß einer Mahlzeit zu bilden. Sie ist in ihrer ganzen Art, durch das zerkleinerte Material wie innige Mischung, ein wohlschmeckendes und zugleich leicht verdauliches Gericht.

In der Art, wie wir den Pudding kennen, war er von alters her kein seßhafter Gast unserer Küche. In der Geschichte der Kochkunst erscheint er zum erstenmal um das Jahr 1700, und nur sehr langsam wuchs das Vertrauen zu ihm. Nicht etwa weil man seinen Geschmack bezweifelte, sondern weil man sich schwer an die „hohe Kunst" wagte, die die poröse Lockerheit dieses Gerichts erfordert. Bei unserm heutigen Pudding kann man von Ahnen reden, denn er schritt einen ziemlich langen Kulturweg.

Welch eine Wandlung von dem in einen Darm gefüllten Mehlgemengsel unserer Vorfahren, von dem noch heute in Oberdeutschland bekannten „Knopf", dem Beutelkloß, dem Sackkuchen über den Boudin (eigentlich Wurst) der Franzosen zu dem englischen Pudding, der in dem nationalen Plumpudding seine

Zum Sterilisieren fertig gemachtes Puddingglas
mit Schokoladenpudding und Birnen.

stabilste Form erreichte. Man nimmt England immer als die Urheimat des Puddings an. Aber das ist ein Irrtum. Erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts bürgerte er sich dort ein. Der einfache, auch jetzt noch in England zu Fleisch vielfach gegessene Yorkshire-Pudding ist schnell und einfach herzustellen. Er wird gleich einem etwa zollstarken Eierkuchen in flacher Pfanne in Butter oder anderm Fett gebacken, und sein Material besteht nur aus Mehl, Eiern, Milch und Salz. Auf einen gehäuften Löffel Mehl wird ein Ei gerechnet, mit der nötigen Milch zu einem dickflüssigen Teig verrührt und unter Umwenden auf beiden Seiten gebacken. Dieser Yorkshire-Pudding vertritt die Stelle der Kartoffel zu Fleisch, und ich glaube, der Engländer verzichtet im allgemeinen nicht gern darauf.

In der deutschen Küchenliteratur ist der Pudding schon sehr viel früher aufgeführt, und Frankreichs „Boudin" scheint die Patenschaft für den späteren „Pudding" zuzukommen.

Das gewichtigste Zeugnis für die Wertschätzung des Puddings gab im Jahr 1864 wohl Wien, wo anläßlich eines Volksfestes ein Pudding von 630 kg hergestellt wurde, der nach der Chronik folgende Zutaten verschlang: 4500 Eier, 150 kg Rosinen, 150 kg Korinthen, 125 kg Zucker, 100 kg Nierenfett, 100 kg Mandeln, 50 kg Zitronat, 10 Flaschen Rum und 15 kg Gewürz außer dem Mehl. Seiner Zusammenstellung nach war er also ein veritabler Plumpudding. Man bediente sich zur Einhüllung der Masse eines riesigen Segelleinentuches, mit 25 kg Butter ausgestrichen, das nochmals, in ganz dünnes Blech gehüllt, in einen besonders hergestellten Riesenkessel eingelassen wurde, um dann 5 Tage und 5 Nächte zu kochen. Jetzt nimmt man statt des Tuches eine feste Form, und mit Vergnügen kann ich feststellen, daß uns die Industrie zu den Konservengläsern für Obst und Gemüse nun auch solche zur Konservierung von Puddingen liefert. Das Rex-Pudding-Konservenglas erfüllt den so lange gehegten Wunsch vieler Hausfrauen, und

Verschiedene konservierte Grieß- und Plumpuddings mit Früchten in Gläsern.

wir sind nun in der Lage, jeden Augenblick einen Pudding sozusagen auf den Tisch zu zaubern.

Bei der Zubereitung erfordert es gar nicht so viel Mühe mehr, um die Masse statt für einen gleich für mehrere herzurichten. Da sich die Form des Puddings auch auf Fleisch, Fisch, Gemüse und Obst anwenden läßt und mit bestem Erfolg der Konservierung zugängig ist, so erwächst darin der Hausfrau eine neue, interessante und lohnende Aufgabe. Die Grundlage für alle Puddings ist die Einteilung des Materials im richtigen Verhältnis. Butter und Eier müssen recht schaumig gerührt und das Eiweiß zum Schneiden steif geschlagen sein. Die Eier sind das Bindemittel, damit der Pudding beim Stürzen nicht auseinanderfällt. Der Eierschnee muß ganz leicht darunter gemischt werden. Ist er wohl zubereitet in der Form und dem Wasserbad übergeben, dann macht er uns weniger Sorge als irgendein anderes Gericht. Zeigt die Uhr den Ablauf der Kochzeit an, so steht er fertig vor uns, ohne daß wir uns inzwischen um ihn kümmerten.

Der Umstand, daß der Pudding erst durch längeres Kochen seine gute Qualität erreicht, läßt erkennen, daß er sich besonders zur Konserve eignet. In der Zeit, wo die Fische auf der Höhe stehen und nicht zu teuer sind, bereitet man die Fischpuddings zur Konserve. Schellfisch, Zander oder Hecht eignen sich gut dazu. Zwei Pfund entgrätetes Fischfleisch wird gewiegt oder in blätterartige Stücke geteilt. 125 g zu Schaum gerührte Butter, ca. 100 g in $^1/_8$ Liter Milch eingeweichte

Der über ein Jahr alte Schokoladenpudding wird serviert.

Zwiebacke oder Semmeln, sechs Eigelb, eine mittlere fein gehackte Zwiebel, ein Löffel gehackte Kapern, etwa 30 g gewiegte Sardellen werden nebst etwas feiner Zitronenschale, Salz und Pfeffer zu einer glatten Masse gemischt. Soll der Fisch in Blättern darin sein, so werden diese erst zum Schluß mit dem steif geschlagenen Eiweiß nur leicht darunter gemischt, damit das Eiweiß nicht wieder wäßrig wird. Zu Konserven multipliziert man die Masse beliebig und füllt davon bis drei Viertel in das mit Fett ausgestrichene und mit Semmelkrumen überstreute Puddingglas, schließt es mittels Gummiringes

Gemüsepudding.

Die beim Dämpfen von Gemüse gewonnene Nährsalzflüssigkeit wird aus dem Gemüsedämpfer in ein Glas gefüllt, um später für Gemüsesuppen verwendet zu werden.

und Klammer, stellt es mit kaltem Wasser bis an den Rand gefüllt in den Kessel und sterilisiert den Pudding zwei Stunden bei etwa 100 ° C. Es ist gut, die Gläser im Wasser erkalten zu lassen, was der Sterilisation noch zugute kommt. Nach der Erkaltung wird auf jeden Fall die Klammer abgenommen, damit man sich von dem wirklichen Schluß des Glases überzeugen kann, der die unbegrenzte Haltbarkeit gewährt. Die vorhin genannten Gläser für Puddinge sind in drei Größen zu haben.

Ein Festgericht stellt ein Roastbeefpudding mit Schinken und Champignons dar. Hierzu reibt man 150 g Butter schaumig, schlägt dazu sechs Eigelb, etwa 100 g Semmelkrumen, einen Teelöffel Salz, etwas Pfeffer und Muskatnuß, eine kleine Tasse Milch oder Fleischbrühe, etwas feine Zwiebel und rührt es lebhaft durcheinander, so daß die Masse fast blasig ist. Dann verbindet man damit $1\,^1/_2$ Pfund leicht überbratenes, fastiges, in kleine Würfel geschnittenes Roastbeef, ebenso $^1/_2$ Pfund rohen Schinken und eine kleine Büchse oder $^1/_4$ Pfund frische Champignons in Scheiben geschnitten. Zum Schluß wird der steife Eierschnee leicht darunter gezogen, in das vorbereitete Glas zu drei Viertel gefüllt und weiter, wie vorhin zur Konserve angegeben, verfahren. Dieser Pudding kann auch mit vorhandenen Fleischresten hergestellt werden und ist kalt so wohlschmeckend wie warm. In beiden Fällen paßt dazu eine Kapern-, Champignon- oder andere Pilzsauce. Auch ein Nudel- oder Reispudding mit Fleisch ist in der Konserve ebenso vorzüglich wie frisch. Bei 300 g Schnittnudeln

oder Reis, zunächst in Salzwasser halb gar gekocht, gibt man 3/4 Pfund gehackten Braten oder gekochten Schinken, 1/4 Pfund gehackten fetten Speck, zwei geriebene Zwiebeln, sechs Eigelb und 100 g schaumig geriebene Butter, ferner ein bis zwei gehäufte Löffel Parmesankäse, Salz und Muskatnuß, verbindet alles miteinander, zieht den steifen Eierschnee darunter und füllt die Masse in das vorbereitete Glas wie angegeben. Die Krönung dieses sehr wohlschmeckenden Puddings ist eine Morchelsauce, mit Sahne und Butter hergestellt.

Als Gemüsepudding gebührt dem Spargel der Vortritt. Zu 125 g schaumig verrührter Butter gibt man 125 g feines Mehl oder Mondamin sowie sechs Eigelb, fügt 125 g fein zerschnittenen magern oder gekochten Schinken und etwa zwei Pfund in kurze Stückchen geschnittenen, gut geschälten und eine Minute mit kochendem Wasser übersprudelten Spargel dazu, würzt mit Salz, Pfeffer und Muskatnuß und zieht nach inniger Mischung den steifen Eierschnee darunter und fährt nach oben angegebener Weise fort. Zu den Gemüsepuddingen sind Butter oder holländische Sauce am Platz. — Auch ein Pudding mit frischem Obst ist leicht herzustellen. Man kann Mehl, Grieß oder Reis dazu verwenden. So kocht man z. B. 250 g Grieß mit 3/4 Liter Milch unter ständigem Rühren zu einem steifen Brei, gibt nach der Abkühlung 125 g schaumig gerührte Butter, 250 g Zucker und acht Eidotter nebst etwas Zitronenschale und Salz dazu und zieht dann den steifen Eierschnee leicht darunter. Nun füllt man das gut gefettete und mit Semmelkrumen ausgestreute Puddingglas lagenweise mit diesem leichten Teig und irgendeiner Obstsorte abwechselnd bis zu drei Viertel an. Die obere Lage muß Teig sein. Man kann das Obst, je nach seiner Art, vor Einziehung des Eierschnees auch unter den Teig zerstreut mischen. Auch ein Zusatz von geriebenen süßen oder in geringem Maß bittern Mandeln ist sehr angenehm. Das Obst ist vorher etwas einzuzuckern, ohne daß zu viel Saft entzogen wird.

Bilder aus aller Welt.

Heinrich Pfeiffer,
Direktor der Geschäftsleitung.

Die Leitung der vor kurzem in Leipzig eröffneten Baufachausstellung liegt in den Händen des Kgl. Sächsischen Oberbaurats Kurt Falian. Der stellvertretende Präsident ist Kommerzienrat Franz Waselewsky, als Leiter der wissenschaftlichen Abteilung fungiert Regierungsbaumeister a. D. Paul Ewerbeck, während Heinrich Pfeiffer an der Spitze der administrativen Geschäftsleitung steht.

Paul Ewerbeck,
Leiter der wissenschaftl. Abteilung.

Franz Waselewsky,
Zweiter Präsident.

Die Leitung der Leipziger Baufachausstellung.

Kurt Falian,
Präsident der Ausstellung.

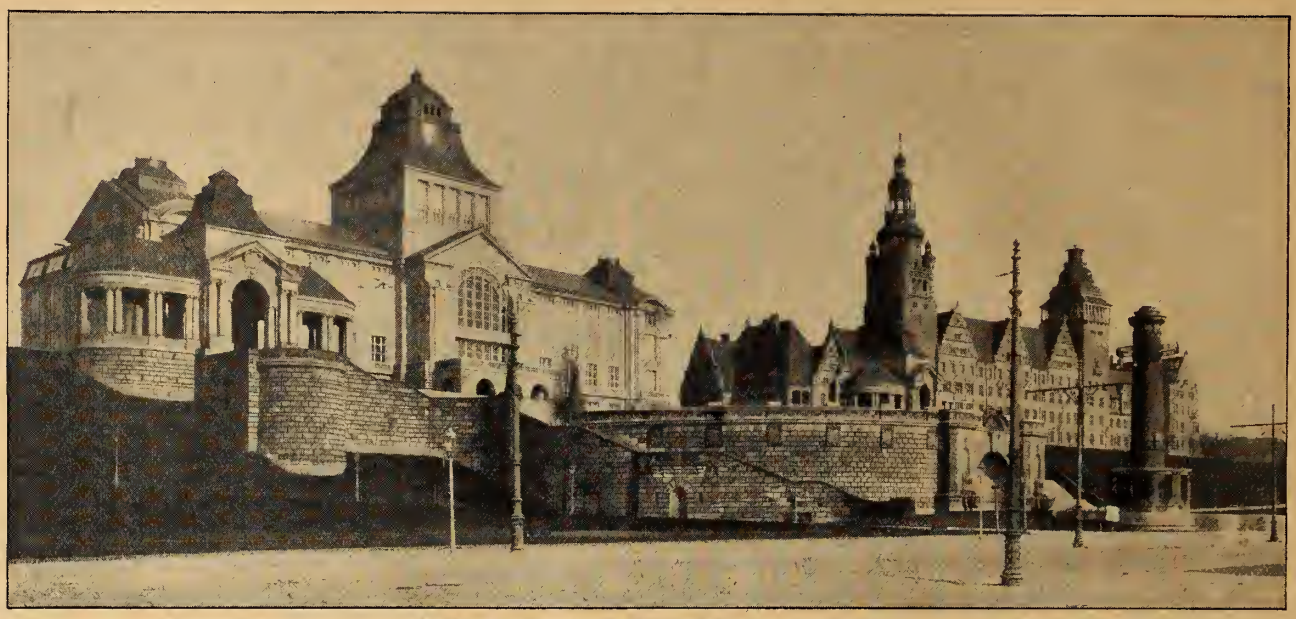
In der Zoologischen Station Neapel wurde ein Denkmal für Anton Dohrn, den bekannten Zoologen und Begründer des Instituts, enthüllt. Das Denkmal ist eine Stiftung des Internationalen Zoologenkongresses und ein Werk des Bildhauers A. Hildebrand.

Das kürzlich enthüllte Denkmal für Anton Dohrn in der Zoolog. Station in Neapel,
gestiftet vom Internationalen Zoologenkongreß und entworfen von A. Hildebrand.

Eins der beliebtesten Mitglieder der Grazer Bühne Josef Lippert ist gestorben. Mit großem Erfolg spielte er in feinsinniger Weise Vaterrollen.

Als in Stettin im Jahr 1907 die Hakenterrasse, die sich fast

Josef Lippert †
beliebter Grazer Schauspieler.



Stadtmuseum. **Das jetzt vollendete Stadtmuseum in Stettin.** Regierungsgebäude.

einen halben Kilometer lang an der Stätte des einstigen Forts Leopold parallel mit der Oder in der stattlichen Höhe von 18 Meter erstreckt, vollendet wurde, war als der Mittelpunkt dieser stolzen Terrasse der Bau des jetzt vollendeten Städtischen Museums längst programmatisch festgelegt; beide gehören aufs engste zusammen. Wie aus einem Guß hervorgegangen, grüßen deshalb Terrasse und Museum zum Strom herunter und loben ihren Meister, den Stettiner Stadtbaurat Meyer. Um das Museum gruppieren sich an der Nordseite das in historischem holländischem Stil gehaltene Regierungsgebäude, an der Südseite das Gebäude der Landesversicherung, an das sich der Bau der Steuerdirektion anschließen wird. Die Straßeneingänge zu beiden Seiten des Museums sind geschickt durch Treppenpavillons verdeckt, um so die Einheitlichkeit des ganzen Bildes der Terrasse zu wahren.

Der Inhaber der seit 75 Jahren bestehenden Tinten- und Künstlerfarbenfabrik Günther Wagner in Hannover, Senator Fritz Beindorf, wurde gelegentlich des Geschäftsjubiläums seiner Firma zum Königlichen Kommerzienrat ernannt.

In Gegenwart des Ge-

Kom.-Rat Fr. Beindorf,
Hannover, Inhaber der seit 75 Jahren bestehenden Firma Günther Wagner.

Phot. Manuel.

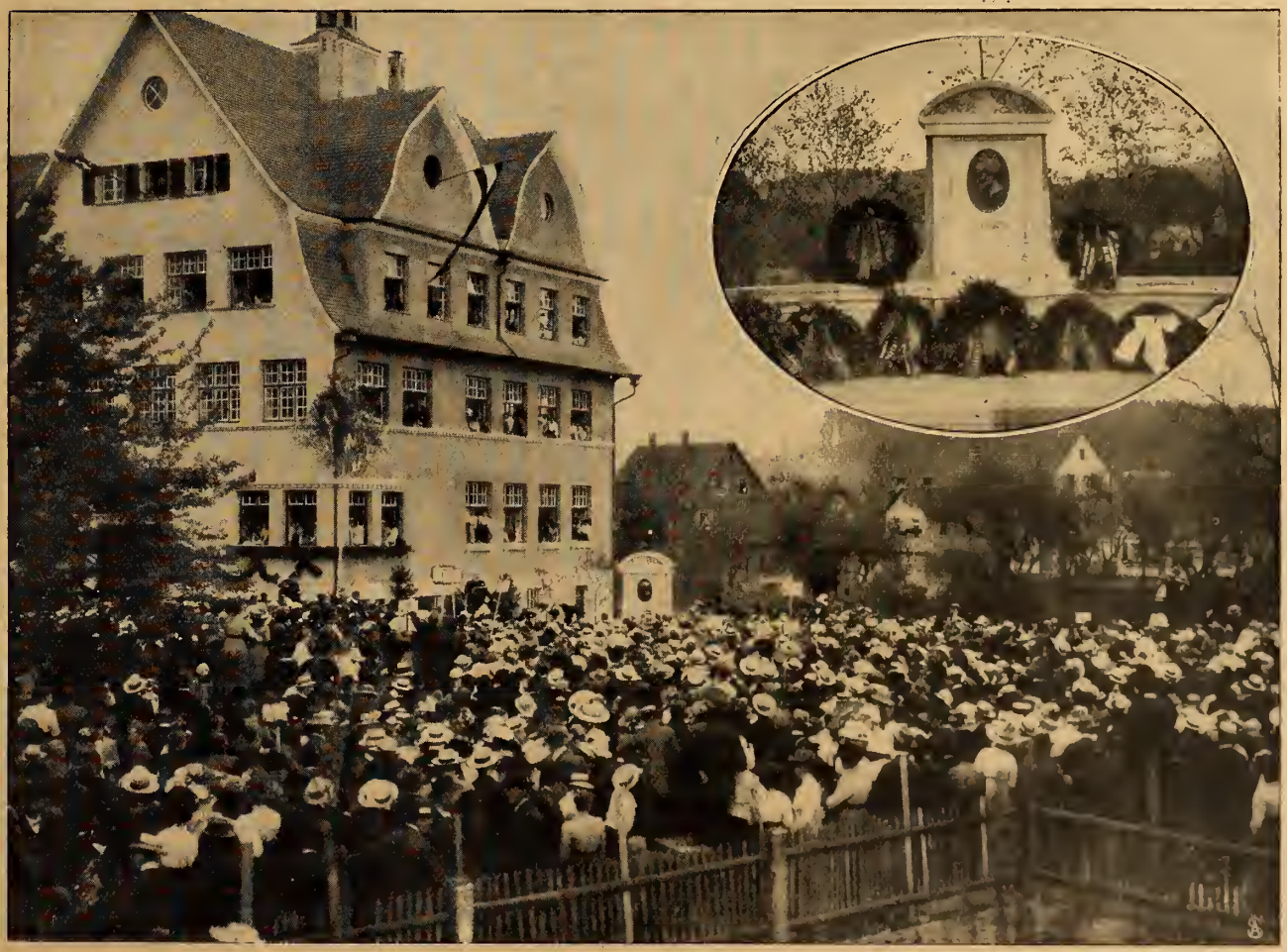
Eine Schönheit der Pariser Bühnen.
Madeleine Andral vom Théâtre des Capucines in ihrem Heim.

Phot. Wiesius.

Das in Hameln eingeweihte Goltzhaus.

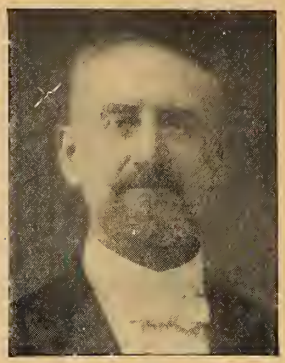
Phot. Löigen.

Der neue Industriebrunnen in Düsseldorf,
zur Erinnerung an die Industrieausstellung 1902 errichtet, entworfen von Coubillier und Nestler.



Phot. Zeller.

Die Enthüllungsfeier. Oben rechts: **Das kranzgeschmückte Denkmal.**
Enthüllung des Denkmals für den schwäbischen Dichter J. G. Fischer in Großsüßen



Bürgermeister Saalmann,
Pleß in Schlesien, Vorsitzender des Reichsverbandes Deutscher Städte, der in Berlin tagte.

neralfeldmarschalls von der Goltz wurde das den Bestrebungen des Jung-Deutschland-Bundes geweihte Goltzhaus in Hameln eingeweiht.

Eine der reizvollsten Erscheinungen der Pariser Bühnen ist Madeleine Andral vom Théâtre des Capucines; unser Bild zeigt die Künstlerin in ihrem Heim.

In Düsseldorf wurde kürzlich ein zum Gedenken an die Industrieausstellung 1902 von der Großindustrie im Rheinland und Westfalen gestifteter, von dem Bildhauer Coubillier und Architekten Nestler entworfener, künstlerisch schöner Brunnen enthüllt.

Dem bekannten schwäbischen Dichter J. G. Fischer wurde in seinem Geburtsort in Großsüßen ein vom Bildhauer Schmid-Tübingen und Architekten Hohlbauch-Geislingen geschaffenes Denkmal gesetzt, das vor kurzem enthüllt wurde.

In Berlin tagte der Reichsverband Deutscher Städte unter

Die Mitglieder auf der Hohensyburg.
Von der 28. Generalversammlung des Verbandes reisender Kaufleute in Dortmund.

dem Vorsitz und der sachkundigen Leitung des Bürgermeisters Saalmann aus Pleß in Schlesien.

Der Verband reisender Kaufleute Deutschlands hielt in Dortmund seine 28. Generalversammlung ab. Die Mitglieder versäumten nicht, bei der Gelegenheit die Hohensyburg zu besuchen.

Schluß des redaktionellen Teils.

PEBECO
ZAHNPASTA

erhält bei regelmässigem Gebrauch die Zähne gesund, rein und weiss bis ins hohe Alter, weil sie den Ansatz von Zahnstein und die Bildung von Säuren durch Zersetzung von Speiseresten im Munde verhindert. Ein Versuch genügt, um jedermann von der reinigenden und gleichzeitig angenehm erfrischenden und belebenden Wirkung der ZAHNPASTA PEBECO zu überzeugen.

Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. = 25 h. = 25 cts

P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG B. 30.
Hersteller der Nivea-Seife, Nivea-Creme
und des Nivea-Puder.

Grosse Tuben 1 M.
Kleine Tuben 60 Pf.

053
WOCH

DIE WOCHE

Nummer 24. Berlin, den 14. Juni 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 24.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	983
Durch 25 Jahre. Zum Regierungsjubiläum des Kaisers. Gedicht von Marx Möller	983
Unser Kaiser und sein Heer. Von Oberstleutnant W. v. Bremen	984
Der Kaiser und die Marine. Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter	985
Der Kaiser und die Luftfahrt. Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt	986
Der Kaiser und die Dynastien. Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz	987
Der Kaiser im Familienkreise. Von R. J. Tercha	989
Unsere Bilder	990
Die Toten der Woche	990
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	991
Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück (Fortsetzung)	999
Heimat. Gedicht von Ina Seidel	1005
Der Gutsherr auf Kadinen. Von Rudolf Meiselbach. (Mit 9 Abbildungen)	1007
Altdeutsche Trinkgefäße in Tierform. Von Franz Genthe. (Mit 12 Abbild.)	1011
Ebbe Wulfs Jung. Skizze von Hans Friedrich Blunck	1015
Angola. Von Dr. Paul Rohrbach. (Mit 10 Abbildungen)	1017
Hortensien. Von Prof. Dr. Udo Dammer. (Mit 4 Abbildungen)	1021
Bilder aus aller Welt	1023

Die sieben Tage der Woche.

5. Juni.

Aus dem Westen Deutschlands kommen Nachrichten über verheerende Wolkenbrüche und Gewitter. Im Regierungsbezirk Kassel kamen 12 Menschen ums Leben.

Im englischen Unterhaus erklärt der Erste Lord der Admiralität Churchill, daß infolge der Ablehnung der kanadischen Flottenvorlage der beschleunigte Bau dreier Dreadnoughts in England angeordnet worden sei.

Aus Persien wird gemeldet, daß Salao ed Dauleh in der Gegend von Enseli große Plünderungzüge unternommen und sämtliche Zollämter ausgeraubt hat.

6. Juni.

Der mecklenburgische außerordentliche Landtag wird durch großherzogliches Reskript, ohne die Verfassungsreform erledigt zu haben, auf den Herbst vertagt.

In Straßburg i. E. wird die 70. Hauptversammlung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft durch den Statthalter Grafen v. Wedel eröffnet.

Dem im Wiederaufnahmeverfahren aus dem bekannten Meineidsprozeß Schröder freigesprochenen Arbeiter Meyer wird von dem Landgericht Dortmund als Entschädigung für die zu Unrecht verbüßte Zuchthausstrafe von vier Jahren die Summe von 21153 M. und vom 1. April 1913 bis zum vollendeten 65. Lebensjahr eine Rente von 1980 M. zuerkannt.

Aus Tetuan wird gemeldet, daß unter den Rifkabylen ein Aufstand gegen die spanische Herrschaft ausgebrochen ist.

In Borisal (Britisch-Indien) werden 44 Personen unter der Anklage des Aufruhrs und des Hochverrats verhaftet.

Im chinesischen Kriegsministerium wird auf Befehl des Präsidenten Juanschikai ein Gesetz über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ausgearbeitet.

7. Juni.

Kaiser Franz Josef betraut den bisherigen Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses, Grafen Stephan Tisza, mit der Bildung des neuen Kabinetts.

England entsendet 350 Mann Infanterie von Malta nach Skutari.

Die spanische Regierung beschließt im Einvernehmen mit der französischen, ein Kriegschiff in die marokkanischen Gewässer zu entsenden.

Aus Tanger wird gemeldet, daß marokkanische Truppen aus Mogador unter dem Schutz französischer Kriegschiffe Agadir besetzt haben.

8. Juni.

Das deutsche Stadion in der Rennbahn Grunewald bei Berlin wird in Gegenwart des Kaiserpaares, vor dem 30000 Sportleute einen Huldigungzug veranstalten, feierlich eingeweiht. Von hier begibt sich der Kaiser nach Grünau, um dem Schluß der Jubiläums-Ruderregatta beizuwohnen (Abbildungen S. 998a u. 998b).

Das österreichische Derby wird von Freiherrn S. A. von Oppenheims Csardas, dem einzigen deutschen Pferd im Rennen, gewonnen.

9. Juni.

Graf Zeppelin steigt morgens um 5½ Uhr mit dem Luftschiff „Sachsen" in Baden-Oos zum Fluge nach Wien auf, wo er noch vor 2 Uhr eintrifft; er landet glatt in Aspern. (Abb. S. 998c).

Bei der letzten Stichwahl zum preußischen Abgeordnetenhaus im zwölften Berliner Wahlkreis wird der Freisinnige Dr. Runze gegen den Sozialdemokraten wiedergewählt.

Aus Posen wird gemeldet, daß der Bischof Rosentreter dem neu gewählten Landtagsabgeordneten für Neustadt (Westpreußen) Propst Witkowski die Ausübung des Mandats verboten hat.

10. Juni.

Im Reichstag beginnt die zweite Lesung der Wehrvorlagen.

11. Juni.

Das englische Unterhaus nimmt die Homerule-Bill für Irland in zweiter Lesung an.

Durch 25 Jahre.

Zum Regierungsjubiläum des Kaisers.

Glocken und Lieder werden laut.
Fahnen! Trompetengeschmetter!
Am ganzen politischen Himmel blaut
Heut Hohenzollernwetter!
Es ist ein weiter Weg gebahnt!
Es ist ein Ziel errungen!
Was niedre Zweifel nie geahnt,
Das hat ein Glaube bezwungen!

Ein Glaube hell und sommerklar!
Kindlich in festem Vertrauen;
Ein Glaube, derb wie der preußische Aar,
Mit tüchtigem Schnabel und Klauen;
Ein Glaube, der nie trüben Blicks
Vergebliches bejammert;
Der Degenknauf wie Kruzifix
Mit fester Hand umklammert!

Copyright 1913 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Ein Glaube, der kühn gegen den Troß
Der Halben und Lauen streitet;
Ein Glaube, der wie hoch zu Roß
Ueber Stoppeln und Stümpfe reitet;
Ein Glaube, der durch mächtigen Ruf
Tausenden Mut beschieden;
Und der die starke Wehr uns schuf
Neben dem starken Frieden!

Durch fünfundzwanzig Jahre hat
Frieden im Reiche gewaltet;
Handel und Ernte in Dorf und Stadt
Hat sich hundertfältig entfaltet;
Wissen und Kunst erblühte im Land!
Unsre Macht hat sich geweitet! —
Das danken wir alles der starken Hand,
Die friedvoll uns geleitet!

Marx Möller.

Unser Kaiser und sein Heer.

Von Oberstleutnant W. v. Bremen.

„Ich und mein Heer sind eins!" Diese Worte, die unser Kaiser einst gesprochen, sind auch das Geleitwort geblieben, das ihn 25 Jahre hindurch bei seiner nie rastenden Arbeit für die äußere und innere Ausgestaltung unseres Heeres, die ihn das Kleinste und Größte mit gleicher Sorgfalt hat umfassen lassen, geleitet hat.

In den stolzen Überlieferungen von harten Kämpfen und ruhmvollen Siegen ist wie jeder Hohenzollernprinz auch unser Kaiser aufgewachsen. In die großen Zeiten unserer deutschen Einigungskriege fiel ja seine Jugend, die Siegesnachrichten von Wörth und Sedan, von Paris und Orleans fanden ihren Widerhall in dem empfänglichen Herzen des Knaben, und als sein Großvater, des neuen Deutschlands erster großer Kaiser, an dem unvergeßlichen 16. Juni 1871, also nunmehr gerade vor 42 Jahren, mit seinen Paladinen Bismarck, Moltke und Roon zusammen an der Spitze unserer siegreichen Truppen durch das Brandenburger Tor, von dem Jubel von Tausenden begrüßt, in die neue Reichshauptstadt einzog, da durfte auch unser jugendlicher Prinz Wilhelm selbst als Leutnant im 1. Garde-Regiment schon daran teilnehmen.

Am 9. Februar 1877 trat er, achtzehnjährig, als Premierleutnant zum Dienst in das 1. Garde-Regiment, und die Worte, die unser ehrwürdiger Kaiser Wilhelm I. dabei an ihn richtete: „Du wirst lernen, daß im Dienst nichts klein ist, und daß jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, richtig geformt sein muß, wenn der Bau gelingen und fest sein soll", wurden auch für seine dienstliche Tätigkeit grundlegend. Selbst vor dem scharfen Auge seines kaiserlichen Großvaters konnten seine Rekruten bei der Besichtigung bestehen, und mancher Zug seines eigenen scharfen Soldatenauges wird aus jenen Tagen heute noch im Regiment erzählt.

Es folgten die zwei unvergeßlichen Jahre Bonner Studienzeit, aber dann trat der junge Prinz am 1. April 1880, nunmehr als Hauptmann, wieder in das 1. Garde-Regiment an die Spitze der 2. Kompagnie, und hier wurde er ein preußischer Kompagniechef in des Wortes schönster und echtester Bedeutung. Wie jeder preußische Hauptmann war er vom Morgen bis zum Abend unermüdlich im Dienst, und ebenso unermüdlich war er in der Sorge für seine Untergebenen, von denen er jeden einzelnen nach Namen, Herkunft und Eigenart kannte. Oft genug hat er später ehemalige Untergebene beim Begegnen angesprochen und sich nach ihrem Ergehen erkundigt. Oft unterstützte er sie aus seinen damals keineswegs reichlichen Mitteln, wenn es not tat, ohne daß sie erfahren durften, von wem es ausging. Mit ihnen feierte er Weihnachten, und „diese Weihnachtsbescherungen unter den brennenden Weihnachtsbäumen in der Kaserne" — so schreibt einer der Soldaten von damals — „sind eine Erinnerung für alle, die daran teilnahmen, von der sie noch ihren Kindern und Enkeln erzählen werden, und wie ihr junger Hauptmann soldatische Strammheit mit freundlichem Wohlwollen zu verbinden wußte".

In jenen Tagen betätigte er selbst die Grundsätze, die er dann später als Kaiser für die Behandlung unserer Soldaten niederlegte: „In meiner Armee soll jedem Soldaten eine gesetzliche, gerechte und würdige Behandlung zuteil werden, weil eine solche die wesentliche Grundlage bildet, um in dem Soldaten Dienstfreudigkeit und Hingebung an den Beruf, Liebe und Vertrauen zu den Vorgesetzten zu wecken und zu fördern."

Bei der Ausbildung war es vor allem der Schießdienst, dem er seine größte Sorgfalt widmete, und wir wissen, wie er die Liebe hierfür auch durch Auszeichnungen, die jeder, dem sie zuteil geworden, mit Stolz trägt, zu heben gewußt hat. Wie großen Wert er auf die Schießfertigkeit legte, hat er noch im vergangenen Herbst bewiesen, als er den Schweizer Manövern beiwohnte und hier, unerkannt von den Soldaten, in die Schützengräben stieg und nach dem Gebrauch des Gewehrs forschte.

Da er als künftiger Kriegsherr alle Waffen gleichmäßig beherrschen lernen mußte, so ging's von der Infanterie zur Kavallerie, und als Major zog er am 16. September 1881 zu den Garde-Husaren. Hier war es sein erstes Bestreben, jenen Reitergeist zu pflegen, in dem einst Seydlitz seine Scharen bei Roßbach und Zorndorf führte, und von dem auch die Felder von Vionville-Mars-la-Tour zu erzählen wissen. Selbst als Kaiser setzte er sich noch bei den großen Herbstübungen gern selbst an die Spitze einer Kavalleriedivision, und fremde Heere haben uns um dies stolze Beispiel der Pflege deutschen Reitergeistes beneidet, mit dem wir auch in Zukunft die Früchte eines durch Infanterie und Artillerie erstrittenen Sieges ernten werden.

Auch die Tätigkeit der deutschen Hauptwaffe, der Artillerie, lernte Prinz Wilhelm 1883 in besonderer Stellung im 1. Garde-Feldartillerie-Regiment kennen, um dann wieder als Bataillons-Kommandeur das 1. Bataillon des 1. Garde-Regiments auszubilden. Hier war es vor allem der Felddienst, dem er sich mit größter Hingabe widmete.

Dann aber kam seine schönste Soldatenzeit an der Spitze der Garde-Husaren, deren Kommandeur er als Oberst am 16. September 1885 wurde, indem er, wie alle preußischen Prinzen seit den Tagen Friedrichs des

Großen, den Oberstleutnantsrang übersprang. Aus ihnen wurden dann auch zum dauernden Andenken an diese schöne Zeit die Leib-Garde-Husaren.

Es kamen die schweren Tage für Deutschland, da der Erbe des deutschen Kaiserthrons, unser unvergeßlicher Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Sieger von 1866 und 1870, unheilbarem Siechtum verfiel, und unvergeßlich ist allen Leib-Garde-Husaren der Weihnachtsabend 1887 geblieben, da Prinz Wilhelm unter dem brennenden Weihnachtsbaum in ernsten Worten auf die Schwere dieser Tage hinwies und seine Husaren zu treuer Pflichterfüllung für alle Zeit ermahnte. Es sollte zugleich der Abschied von seinem lieben Regiment werden, denn an seinem Geburtstage 1888 wurde er als Generalmajor an die Spitze der 2. Garde-Infanterie-Brigade gestellt. Sie besteht bekanntlich aus dem 2. Garde-, dem Garde-Füsilier- und dem 4. Garde-Regiment. Von ihnen sind ja die Gardefüsiliere insbesondere den Berliner als „Maikäfer" wohlbekannt.

In dieser Stellung nahm Prinz Wilhelm alle Besichtigungen von den Rekruten bis zum Regiment hinauf selbst ab und hielt dann, nach dem Heimgang unseres großen Kaisers Kronprinz geworden, in den Maitagen 1888 mit seiner Brigade die Übungen ab. Bei einer dieser Übungen war es, am 29. Mai, daß er seinem sterbenskranken Vater, der im Charlottenburger Schloß weilte, seine Brigade vorführen durfte. So wurde diese „Kaiserbrigade" die einzige deutsche Truppe, die an unserem Kaiser Friedrich während seiner Regierungzeit vorüberziehen durfte. In einem Wagen sitzend, mit dem Helm bedeckt und dem Großkreuz des Eisernen Kreuzes geschmückt, nahm er dort im Charlottenburger Schloßpark den Vorbeimarsch ab. Für jeden Offizier hatte er einen gnädigen Gruß, jedem Regimentskommandeur drückte er nach dem Vorbeimarsch die Hand. Sein Urteil konnte er nur noch auf ein Blatt Papier schreiben: „Zufrieden und eine große Freude empfunden. F. R." Welch tiefe Tragik in diesem Vorbeimarsch der Gardetruppen, die er einst in blühender Mannesschönheit auf den Höhen von Chlum zum Sieg geführt hatte.

Zum Andenken dieses Tages, an den heute eine von Getreuen errichtete Urne im Charlottenburger Park erinnert, tritt der Kaiser alljährlich am 29. Mai an die Spitze seiner Kaiserbrigade, und am 29. Mai 1895 verlieh er den Fahnen ihrer Regimenter „als besonderes Zeichen dankbarer Anerkennung" das Kreuz der Großkomture des Hausordens von Hohenzollern.

Wieder war es an einem 29. Mai, im Jahre 1900, daß er, der bis dahin nur die Generalmajorabzeichen getragen hatte, von den Feldmarschällen des Heeres gebeten, die Abzeichen eines Feldmarschalls anlegte. In diesem Jahr der Jubiläumsfeier aber hat er draußen auf dem althistorischen Döberitzer Übungsplatz, wo einst Friedrich der Große vor dem Siebenjährigen Krieg zuerst seine Truppen zu großen Übungen versammelte, zum 25. Male seine Kaiserbrigade geführt.

Aus dem Brigadekommandeur wurde am 15. Juni 1888 der oberste Kriegsherr des deutschen Heeres. Wie er in diesen 25 Jahren unser deutsches Heer innerlich und äußerlich zu dem gewaltigen Werkzeug gestaltet hat, mit dem wir allen Stürmen von West und Ost trotzen können, das zu schildern würde den Raum dieser Zeilen weit übersteigen. Daher mögen nur wenige Zahlen ein Bild seiner äußeren Entwicklung geben.

Als unser Kaiser seine Regierung antrat, zählte das deutsche Heer 18 Armeekorps, heute umfaßt es deren 25. Von 440,000 Unteroffizieren und Mannschaften ist es bis heute auf 629,000 gestiegen und wird nach dem neuen Heeresgesetz binnen zwei Jahren auf 760,000 anwachsen. Aus 534 Bataillonen, 465 Eskadrons, 364 Batterien, 31 Fußartilleriebataillonen, 19 Pionier-, 18 Trainbataillonen, einem Eisenbahnregiment und einer Luftschifferabteilung sind 647 Bataillone, 510 Eskadrons, 625 Batterien, 47 Fußartilleriebataillone, 32 Pionier- und 25 Trainbataillone sowie 18 Verkehrsbataillone geworden, die nach dem neuen Gesetz auf 669 Bataillone, 535 Eskadrons, 625 Batterien, 55 Fußartilleriebataillone, 44 Pionier-, 26 Train- und 31 Verkehrsbataillone steigen werden. Dazu sind als neue Waffe 12 Maschinengewehrabteilungen und 109 Maschinengewehrkompagnien gekommen, von denen letztere demnächst auf 236 steigen werden. Auch 18 Radfahrkompagnien sollen jetzt erstehen.

Aber nicht diese Zahlen sind es, die uns dereinst, wenn es zu einem Krieg kommen sollte, allein den Sieg verbürgen. Es ist der innere Geist, der das Heer vom höchsten Führer bis zum letzten Mann durchdringt, und der Geist der Offensive, der uns in großen Tagen von Leipzig bis Belle-Alliance und von Wörth bis nach Sedan geführt hat und das köstlichste Erbteil unseres Heeres geblieben ist und so auch von unserem Kaiser weiter gepflegt wurde.

In Frieden hat der Landmann in diesen 25 Jahren seinen Pflug führen dürfen, in Frieden sind Hunderte von neuen Industriewerken entstanden, in Frieden haben unsere Schiffe in ferne Erdteile unsere Erzeugnisse getragen. Wahr blieb das Wort, das unser Kaiser einst sprach: „Sicher ist der Friede, der hinter dem Schild und unter dem Schwert des deutschen Michels steht!"

Ja, sicher ist der Schild und scharf ist das Schwert, und stark ist die Hand, die es führt. Nicht ohne Not wird sie es ziehen. Muß sie es aber, dann wissen wir, daß sie es führen wird in dem Geist von 1813 und 1870!

Der Kaiser und die Marine.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter.

Auch die Flotte rüstet sich heute zum Jubeltag ihres allerhöchsten Kriegsherrn. Richtiger müßte es heißen, sie rüstet in allererster Linie dazu, sie steht unzweifelhaft mit Recht voran, denn als Wilhelm II. vor 25 Jahren den Thron bestieg, gab es keine Flotte im heutigen Sinn, allenfalls eine Küstenverteidigung und Schulschiffe. Wie Wilhelm I. Reorganisator der Armee war, so steht das Bild seines Enkels heute schon als Schöpfer der Flotte unverrückbar fest. Sie ist nicht die Schöpfung seiner Regierungzeit, sondern seiner selbst. Begründet liegt das zum großen Teil in der persönlichen Richtung, die er, ganz abgesehen von seiner Neigung, mit den Flottendingen gewann, anfangend mit der Begleitung seines Bruders, des Prinzen Heinrich, zu seiner Einstellung im Jahr 1877 nach Kiel und seinem Empfang bei der Rückkehr von der großen Auslandsreise 1880 mit seinen Eltern. 1881 schloß sich daran der Empfang des englischen Panzergeschwaders durch ihn in Kiel im Auftrag des Kaisers, seine Teilnahme an der Einweihung der Seewarte und an den Manövern des Übungsgeschwaders, die sich 1884 wiederholten, die Taufe der Korvette „Alexandrine" durch ihn, die Teilnahme an der Grundsteinlegung des Nord-Ostsee-Kanals 1887, als der große Kaiser zum letzenmal die Anfänge unserer Flotte

sah und seinen Enkel, indem er ihn à la suite stellte, auch durch ein dienstliches Band mit ihr verknüpfte. Wie dessen Gedanken auch damals schon bei der Flotte waren, davon hat er später selbst Zeugnis abgelegt, als er 1894 seinen Sohn Adalbert in die Flotte einreihte und dazu sagte: „Wie sein Name es besagt, ist er von vornherein für das tapfere Seemannsleben bestimmt gewesen."

Was die Flotte war bei seinem Regierungsantritt, hat der Kaiser selbst in den von ihm aufgestellten Flottentabellen klar aufgezeichnet. Es war eine bunte Musterkarte von alten Segel- und Schulschiffen, die damals im Ausland schwamm, und was im Inland an sogenannten Panzerschiffen war, war nicht nur ähnlich, sondern es hatte auch kaum Kampfwert, denn ständige und somit eingefahrene leistungsfähige Verbände kannte man nicht. Im Winter war allenfalls ein Schiff als Stammschiff für vier andere in Dienst, derart, wie unsere jetzigen Formationen der Reserveschlachtflotte gedacht sind, das war das Beste, was da war; die andern schliefen den Winterschlaf, und von viel Dienst im Winter war nicht die Rede. Im Sommer für kurze Zeit lebte der Organismus in vier Panzerschiffen auf, mühte sich redlich in der kurzen Zeit, für die die Mittel reichten, das Erdenkliche zu erreichen, um, wenn man soweit war, außer Dienst zu stellen und die Besatzungen in alle Weltteile auseinandergehen zu lassen. Der Marineetat vom Jahr 1889, der erste, der nach des Kaisers Regierungsantritt vorgelegt wurde, drückte sich darüber drastisch aus: „Ein den Anforderungen der Neuzeit vollkommen entsprechendes Schlachtschiff besitzt die deutsche Flotte nicht. Seit dem Jahr 1884 hat der Bau solcher Schiffe bei uns geruht, und für die teils nicht mehr vorhandenen, teils unbrauchbar gewordenen Schiffe ... ist ein Ersatz bis jetzt noch nicht in Angriff genommen ... Mit jedem Jahr, das wir länger zögern, das Notwendige zu schaffen, sinkt das jetzt schon minderwertige Material an Schiffen, namentlich an Schlachtschiffen, im Wert, und mit jedem Jahr wird es schwerer werden, den Marinen zweiten Ranges wieder gleichzukommen." Dieser erste Etat atmete den neuen Geist und hat den Weg grundsätzlich schon vorgezeichnet, auf dem wir heute noch gehen in zwei Richtungen: Los von der Küstenverteidigung und los von den Indienstthaltungen für kurze Zeit. Keiner dieser beiden Gedanken hatte damals leichten Weg. Wir hatten Ausfallkorvetten gebaut und eben erst begonnen, zur engsten Küstenverteidigung Küstenpanzerschiffe bereitzustellen. Es wurden mit Erfolg die ersten Schlachtschiffe der Brandenburg-Klasse gefordert, und wenn auch zunächst das Übungsgeschwader sich noch mit fünfmonatiger Indienststellung begnügen mußte, war doch grundsätzlich die Notwendigkeit ständiger Indienstthaltung schon ausgesprochen.

Der Gedanke, daß heute unsere Flotte nur Existenzberechtigung hat, wenn sie nicht nur die Küste schützt, sondern den Feind von ihr und unsern Handelstraßen fernhält, unserm Handel freie Bahn schafft, und daß das nur eine Kampfflotte kann, so stark, daß der Kampf mit ihr auch dem Stärksten Gefahr bedeutet, und daß das nur eine ständig geschulte und bemannte Flotte kann, hat sich heute in den Flottengesetzen längst siegreich Bahn gebrochen, deren jedes nur ein logischer Ausbau des vorhergegangenen war. Damals drei Sommermonate eine Division von vier alten Panzerschiffen, heute bald drei Linienschiffs- und ein Kreuzergeschwader Sommer und Winter an der Arbeit, deren höchste Bereitschaft das letzte Flottengesetz sichern soll, ganz zu schweigen von den 144 Torpedobooten, deren es damals ganz wenige gab, und von den Unterseebooten, deren erste Versuche damals als Phantastereien abgetan waren. Wie die Person des Kaisers mit diesen Dingen unmittelbar zusammenhing, das drückt sich, abgesehen von den bekannten eindringlichen Hinweisen bei öffentlichen Anlässen, äußerlich in den Vorgängen bei der Flotte aus.

Im ersten Jahr der Regierung zog zum erstenmal ein Deutscher Kaiser an der Spitze einer deutschen Flotte aus an die nordischen Höfe, ein Seeoffizier trat an die Spitze der Admiralität, ein weiterer wurde Flügeladjutant und bald Chef eines eigenen Marinekabinetts, jährlich lebt der Kaiser Wochen inmitten seiner Flotte, nie läßt er es sich nehmen, in Kiel und Wilhelmshaven das Band zwischen sich und der jungen Mannschaft direkt zu knüpfen in jedem Jahr, wenn er nach dem Treueid zu ihnen spricht von ihrem hohen Beruf und ihren Pflichten. Im Jahr 1899 wurde das letzte Zwischenglied beseitigt, das in gewisser Weise sich anders als bei der Armee zwischen Kriegsherrn und Offizierkorps schob, durch die Kabinettsorder, in der es hieß: „Nachdem ich mich entschlossen habe, den Oberbefehl über meine Marine, ebenso wie über meine Armee selbst zu führen, erachte ich es nicht für zweckmäßig, wenn zwischen mir und den einzelnen Befehlshabern eine zentrale Kommandobehörde steht, die lediglich meine Befehle zu übermitteln haben würde." Und so sprach später 1904 der Kaiser selbst es aus: „Es ist das erreicht in bezug auf das Verhältnis der Offiziere meiner Marine zu mir, was ich mir zum Ziel gesetzt hatte, als ich zur Regierung kam. Ich fand eine Marine vor, deren vortreffliches Material in bezug auf das Offizierkorps nicht das volle Gefühl hatte der absoluten Zugehörigkeit zu der Person des Allerhöchsten Kriegsherrn. Es konnte auch nicht anders sein bei der historischen und bei der militärisch politischen Entwicklung unserer Wehrmacht, die es also mit sich gebracht, und es ist mir, wie ich es heute übersehe, in jeder Beziehung geglückt. Das Offizierkorps der Marine ist mein Offizierkorps, und die Herren sind meine Offiziere und meine Kameraden geworden."

Und dieses enge Band schlingt sich weiter um die ganze Marine, jeder Mann kennt eben den Kaiser, und darum wird die Marine ganz sicher nicht vergessen, daß sie den Dank mit ihrem Herzensblut noch zu bringen hat; das war ihr bisher noch nicht vergönnt, sie wird sicher des Kaisers Zuversicht nicht zuschanden machen, die er schon vor 25 Jahren aussprach, daß sie fest und sicher mit ihm zusammenstehen werde in guten und bösen Tagen, eingedenk des Ruhmes des deutschen Vaterlandes, bereit, das Herzblut für die Ehre der deutschen Flagge zu geben.

Der Kaiser und die Luftfahrt.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Schon zu Zeiten, als die Luftfahrer in bezug auf Waghalsigkeit mit Akrobaten und Seiltänzern in einem Atem genannt wurden, als die Beschäftigung mit der Luftfahrt beispielsweise in einem Berliner wissenschaftlichen Verein von einem bedeutenden Gelehrten „als eine unglückliche Verirrung" bezeichnet wurde, hat Kaiser Wilhelm weit vorausschauenden Blickes die aeronautischen Bestrebungen tatkräftigst gefördert, ja einzig und allein dem Eingreifen des Monarchen ist es zu danken gewesen, daß die wissenschaftliche Luftschiffahrt die Entwicklung genommen hat, die sie heute befähigt, der Praxis

großen Nutzen zu leisten. Bei Ballonfahrten begann man Ende der achtziger Jahre die höheren Schichten der Atmosphäre systematisch zu erforschen, wozu erhebliche Mittel erforderlich waren, die begreiflicherweise nicht aufzutreiben waren. Geheimrat Aßmann, jetzt Direktor des Aerologischen Instituts zu Lindenberg bei Berlin, machte eine Eingabe an den Kaiser, in der gebeten wurde, 50 000 Mark für 50 Ballonfahrten zu bewilligen. Mit größtem Interesse studierte Seine Majestät die Denkschrift, und obwohl das Finanzministerium vorschlug, die erbetene Summe um die Hälfte herabzusetzen, bewilligte der Kaiser das Erbetene, indem er vor den Worten „einen Zuschuß von 25 000 Mark" eigenhändig die Worte einfügte „für dieses und das folgende Jahr je". Als auch diese Summe nicht reichte, gab er bereitwillig noch einmal 32 000 und später 20 400 Mark. Die Ergebnisse dieser Forschungen haben hauptsächlich den Anstoß gegeben, daß die internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt unter dem Präsidium von Geheimrat Hergesell ins Leben gerufen wurde, deren Mitglieder jetzt über den ganzen Erdball Untersuchungen der hohen Atmosphäre anstellen und damit die Kenntnisse über die Vorgänge in der Luft immer mehr erweitern.

Der Kaiser hat in der Folge den Forschungen großes Interesse bewahrt, mehrfach wohnte er dem Hochlassen der Ballone bei, und am 16. Oktober 1905 wurde von ihm die Einweihung der neuen Lindenberger Luftwarte in Gegenwart des Fürsten von Monaco, zahlreicher Meteorologen des In- und Auslandes und von Luftschifferoffizieren vollzogen. Dankbar haben die Ausländer das Verdienst des Kaisers um diese Wissenschaft anerkannt.

Auch der Luftsport hat dem Monarchen viel zu danken. Gleich für die erste in Deutschland stattfindende Ballonwettfahrt, die in Berlin anläßlich des 25jährigen Bestehens des Vereins für Luftfahrt im Oktober 1906 organisiert wurde, stiftete der Kaiser einen wertvollen Ehrenpreis, den der bekannte Luftfahrer Dr. Bröckelmann heimbrachte. Auf Anregung der Franzosen und unter lebhafter Zustimmung der anderen Ausländer sowie der Deutschen wurden gelegentlich des in Berlin tagenden internationalen Luftfahrerverbandes auch die Verdienste um den Luftsport durch ein Huldigungstelegramm anerkannt.

Der Bau von Lenkballonen ist in Deutschland der ureigensten Initiative des Kaisers zu danken; er gab die Anregung zur Gründung der Motorluftschiff-Studiengesellschaft, die die Parseval-Luftschiffe unter der Leitung des Hauptmanns von Kehler ausgebaut hat.

Vom Jahr 1908 ab hatte auch Graf Zeppelin in seinem Kaiserlichen Herrn einen warmen Freund und Förderer gefunden. Wenn dies nicht schon früher der Fall gewesen ist, so ist das zu verstehen, denn selbst die meisten Fachleute fällten doch über das Starrluftschiff das vernichtendste Urteil, das es nur geben konnte! Wer Einblick in den einen oder anderen Bericht der Berufenen über Zeppelins Erfindung hat tun können, muß die Zurückhaltung des Kaisers verstehen. Sehr herzlich war dann aber die Anerkennung, die Graf Zeppelin erfuhr, als am 10. November 1908 der Kaiser mit dem Fürsten Fürstenberg zum Besuch des Luftschiffs in Manzell bei Friedrichshafen erschienen war. Den höchsten Preußischen Orden, den Schwarzen Adlerorden, heftete er dem alten Grafen später persönlich an die Brust. Wenig bekannt ist es, daß der Kaiser später oft ein Machtwort für das Starrluftschiff Zeppelins hat einlegen müssen.

Auch die neuste Errungenschaft menschlichen Geistes, der Flug in Luftfahrzeugen „schwerer als die Luft", ist von unserem Herrscher nicht unbeachtet geblieben. Mehrere Ehrenpreise sind für flugsportliche Veranstaltungen von ihm gegeben worden, eine Stiftung für verunglückte Militärflieger trägt den Namen Kaiser Wilhelms, und wiederholt erhielten Fliegeroffiziere, die vor ihrem allerhöchsten Kriegsherrn fliegen durften, Ordensauszeichnungen. Auch die Zivilpiloten wurden nicht vergessen; es sei nur daran erinnert, daß beispielsweise Helmuth Hirth mit seinem Beobachter Schoeller nach Kiel zur Tafel auf der „Hohenzollern" befohlen wurde, wo beide unter huldvollen Worten den Kronenorden erhielten. Erst jetzt wieder hat der Kaiser zum Prinz-Heinrich-Flug ein wertvolles Schild als Ehrenpreis gestiftet.

Es dringt wenig in die Öffentlichkeit, daß der Kaiser alles, was über Luftfahrt in den Zeitungen steht, genau verfolgt. Häufig sind und werden noch an die Ausschnitte eigenhändige Bemerkungen geschrieben, die eingehende Berichte und Auskünfte über gewisse Punkte verlangen. Kurz, wir Luftfahrer haben alle Ursache, am Regierungsjubiläumstag dankbar zu unserem Kaiser aufzuschauen, der unseren Bestrebungen allzeit wärmstes und tatkräftigstes Interesse entgegengebracht hat und noch entgegenbringt.

Der Kaiser und die Dynastien.

Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz. — Hierzu die Abb. auf S. 996 u. 997.

Die sämtlichen regierenden Häuser Europas, d. h. die christlichen unter ihnen, bilden eigentlich eine große „Fürstenfamilie". Das mohammedanische Haus der türkischen Sultane nimmt naturgemäß eine Sonderstellung ein. Abgesehen von den griechisch-katholischen, „neu souveränen" (wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf) Häusern Petrowitsch Njegosch (Montenegro) und Karageorgewitsch (Serbien) sind sie sogar alle untereinander mehr oder weniger durch gemeinsame „Abstammungen" blutsverwandt und, da die beiden vorgenannten griechisch-katholischen Königshäuser sich ihrerseits neuerdings mit alten Dynastien verschwägert haben, tatsächlich sämtlich untereinander auch mehr oder weniger nahe verschwägert. Bei den älteren Dynastien sind diese Bande der Blutsverwandtschaft und der wechselseitigen Verschwägerung sogar ganz besonders eng, und es ist deshalb nur natürlich, daß auch das derzeitige Oberhaupt der Hohenzollerndynastie: Kaiser Wilhelm II., mit allen anderen älteren Dynastien Europas durch irgendwelche Bande der Blutsgemeinschaft verbunden ist. Wie diese wechselseitigen Bande der Blutsverwandtschaft zustande kommen, durch welche Personen sie vermittelt werden, das dürfte allerdings im allgemeinen weniger bekannt sein.

Auffallend ist diese allgemeine Blutsverwandtschaft immerhin, da die Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse die Dynastien seit der Reformation in zwei große Gruppen geschieden hat, die im wesentlichen unter sich heiraten, die römisch-katholische und die evangelische, während die griechisch-katholischen Dynastien in dieser Hinsicht

noch keine „Sondergruppe" bilden, die Gemahlinnen vielmehr oft auch bald aus der einen, bald aus der anderen der vorbezeichneten beiden Gruppen wählen.

In diesem Zusammenhang ist vor allem jenes Schwesternpaares zu gedenken, von dem einerseits fast die ganze katholische, anderseits fast die ganze evangelische Gruppe in der Gegenwart abstammt. Es sind dies die zwei Braunschweigerinnen aus der Linie zu Blankenburg: Elisabeth Christine, Gemahlin Kaiser Karls VI. und Mutter der Kaiserin Maria Theresia und dadurch die gemeinsame Ahnfrau des ganzen Hauses Habsburg-Lothringen und aller derjenigen Personen, die, auch in weiblicher Linie, von ihm abstammen, und Antoinette Amalie. Letztere heiratete 1712 den Herzog Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel. Zwei ihrer Töchter sind wiederum wichtige „Ahnfrauen" geworden: Luise Amalie von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel als Gemahlin des Prinzen August Wilhelm von Preußen, des Bruders Friedrichs des Großen, die Ahnfrau des gesamten Brandenburgisch-Preußischen Königshauses der späteren Zeit, und Sophie Antonie, als Gemahlin des Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg-Saalfeld, die des gesamten weitverzweigten Hauses Sachsen-Koburg-Gotha (Belgien, Bulgarien, Großbritannien, Portugal). Elisabeth Christine und Antoinette Amalie von Braunschweig-Blankenburg waren beide Töchter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Blankenburg, gestorben 1735, und seiner Gemahlin Christine Luise von Öttingen, so daß dieses Ehepaar auf den Ahnentafeln fast aller regierenden Häupter Europas vorkommt.

Ein anderes Schwesternpaar, das genealogisch eine ganz ähnliche Rolle spielt, ist ein Halbschwesternpaar. Gewöhnlich spricht man von ihm als den beiden „Gräfinnen von Pfirdt", der „Erbgräfin Johanna" und der „Gräfin Margarete", und ich habe dies, der Kürze halber, auch schon gelegentlich getan. Der genaue Tatbestand ist der, daß es sich zunächst um die „Erbgräfin Johanna von Pfirdt" handelt, gestorben 1351, Gemahlin des Herzogs Albrechts II. von Österreich, dann um ihre Halbschwester: „Margarete von Baden", Gemahlin des Markgrafen Friedrich III. von Baden, geborene Markgräfin von Baden. Beide Halbschwestern hatten zur gemeinsamen Mutter eine geborene Gräfin Johanna von Burgund-Mömpelgard, die also gleichfalls auf den Ahnentafeln fast aller regierenden Häupter Europas vorkommt.

Zu den „gemeinsamen Ahnfrauen" sind dann noch ferner die folgenden Fürstinnen zu rechnen: die berühmte Tochter des „Winterkönigs" von Böhmen (Friedrich V. von der Pfalz; gestorben 1632), Sophie von der Pfalz, die 1701 zur Erbin von Großbritannien erklärt wurde, damals schon Witwe des Kurfürsten Ernst August I. von Hannover (gestorben 1698), und ihre Mutter Elisabeth, Tochter Jakobs I. von England. Diese beiden Fürstinnen kommen ebenfalls auf den Ahnentafeln sehr vieler regierender Häupter Europas vor. Man sieht leicht ein, daß sie auch auf der Ahnentafel Kaiser Wilhelms II. stehen müssen, und es kann bei dieser Gelegenheit verraten werden, daß Kaiser Wilhelm II. etwas mehr altenglisches Blut in seinen Adern hat als sein Vetter König Georg V. von Großbritannien und Irland selbst! Zweitens: die ebenso berühmte, aber allgemein viel bekanntere „Große Landgräfin" von Hessen-Darmstadt: „Mulier sexu, ingenio vir", Karoline Luise, geborene Pfalzgräfin von Zweibrücken-Birkenfeld, Gemahlin des Landgrafen Ludwig IX. Auch dieses Ehepaar findet sich auf den Ahnentafeln außerordentlich vieler regierender Fürsten usw. Europas wieder, und es soll hier noch besonders erwähnt werden, daß beider Tochter Friederike, gestorben 1805, die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen und dadurch gemeinsame Stammutter aller heutigen Brandenburg-Preußischen Hohenzollern, und daß ihre Enkelin Charlotte, geborene Prinzessin von Preußen, die älteste Schwester Kaiser Wilhelms I., die Gemahlin des Kaisers Nikolaus I. von Rußland und als solche „Alexandra Feodorowna" genannt, die gemeinsame Stammutter aller heutigen Mitglieder des Hauses Romanow-Holstein-Gottorp geworden ist. Drittens: eine ähnliche Rolle wie das Ahnenpaar Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt und seine vorgenannte Gemahlin, nur in viel größerem Umfang, spielt auf den Ahnentafeln weitaus der meisten Mitglieder der regierenden Häuser Europas der Gegenwart Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha, gestorben 1675, und seine Gemahlin Elisabeth Sophie von Sachsen-Altenburg. Dieses fruchtbare Elternpaar mit seinen achtzehn Kindern, von denen allerdings zehn jung verstarben, ist Ahnenpaar für die Linien der Wettiner: zu Gotha, zu Koburg, zu Meiningen, zu Römhild, zu Eisenberg, zu Hildburghausen, zu Saalfeld; durch eine Tochter: auch des landgräflichen Hauses Hessen zu Darmstadt und beherrscht dadurch geradezu die Ahnentafel der Mitglieder der regierenden Häuser der Gegenwart.

In der nächsten Zukunft wird sich ganz unzweifelhaft die 1901 verstorbene greise Königin Viktoria von Großbritannien und Irland, die mütterliche Großmutter Kaiser Wilhelms II., genealogisch fast noch mehr wie die vorgenannten „großen Stammütter der europäischen Dynastien" als eine solche bewähren. Stammen doch außer Kaiser Wilhelm II. und seinen hohen Geschwistern, darunter der jetzigen Königin Sophie der Hellenen (von Griechenland), von ihr ab: der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein und seine Geschwister, darunter die jetzige Kaiserin Alexandra Feodorowna (Alix) von Rußland; der König Georg V. von Großbritannien und Irland und seine Geschwister, darunter die Königin Maud von Norwegen; die Kronprinzessin Margarete von Schweden, Gemahlin des Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden, Herzogs von Schonen; endlich der Herzog Carl Eduard zu Sachsen-Koburg und Gotha. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Prinzessin Maria von Rumänien, die Gemahlin des rumänischen Thronfolgers Ferdinand, und ihre Geschwister, als Kinder des 1900 verstorbenen Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha (von Edinburgh), in ihr ebenfalls die Großmutter verehren.

Ziemlich weit muß man zurückgehen, um für Kaiser Wilhelm II. mit dem König Viktor Emanuel II. von Italien einen Tropfen gemeinsamen Blutes nachzuweisen; recht weit, um das gleiche mit dem Fürsten Johann II. von und zu Liechtenstein; außerordentlich weit, um es mit dem Fürsten Albert von Monaco zu tun, aber Blutsgemeinschaft besteht gleichwohl, sollte es sich auch nur um Tropfen handeln, oder man es gar nötig haben, auf die Zeiten Karls des Großen zurückzugehen, der mit Sicherheit auf den Ahnentafeln aller Mitglieder aller regierenden Häuser Europas der Gegenwart, mit Ausnahme der im Eingang erwähnten, auftritt, auf einer größeren Anzahl dieser Ahnentafeln sogar unglaublich oft. Natürlich nur durch die Vermittlung weiblicher Abstammungen!

Der Kaiser im Familienkreise.

Von R. J. Tercha.

Wenn man die Bilder betrachtet, die unsern Kaiser als Feldmarschall und obersten Kriegsherrn, als Admiral der Streitkräfte zur See oder im wallenden Mantel der Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler darstellen — immer sind es tiefernste, manchmal sogar geradezu finster zu nennende Züge, die dem Beschauer entgegentreten. Mag es Widerschein und Niederschlag von mancher todernsten und tiefstraurigen Stunde sein, die durch des Kaisers Seele gegangen ist — aber vor einer Sonne schwinden alle Wolken auch auf der kaiserlichen Stirn: Wenn er das Haupt anlehnt an das Kinderköpfchen des Erben der deutschen Kaiserkrone — da sieht jeder, der ein Herz in der Brust hat: Hier leuchtet tiefstes innigstes Familienglück und der Stolz des Großvaters über seinen erstgeborenen Enkel aus den klaren Augen, die über die Welt schauen und in die Aufgaben der Zeit. Und doch — das klare große Leuchten einer im Kampf des Lebens abgeklärten Persönlichkeit, wie muß es errungen werden in tiefem Entsagen und schweren Proben gerade auf der „steilen Höh, wo Fürsten stehn!" Auf den Bergen sammeln sich die Wetter, aber da leuchtet auch die Sonne am klarsten. Und sieht man nachher zurück, was im Menschenleben die Herzen eines Hauses innigst miteinander verbunden hat, so war es das Leid, das im rechten Sinn getragen und zum Heil für andere nutzbar gemacht wurde.

Noch heute sammelt sich bei besonderen Gelegenheiten die kaiserliche Familie in dem stillen Sterbezimmer Kaiser Friedrichs, das alsdann zur Kapelle umgewandelt wird zum Zweck eines Sonntagsgottesdienstes oder einer Abendmahlsfeier. Es mag wohl kaum eine Versammlung in diesem wehmütiger Erinnerung geweihten Raum vergangen sein, in der nicht die stille Duldergestalt des Leidenskaisers ohnegleichen und der dunkel umrahmte 15. Juni 1888 vor dem Geistesauge der versammelten kaiserlichen Familie auftaucht. Zwei Generationen sind dahingegangen seit jenen Tagen, aber auch zwei neue Generationen sind an der alten Zollerneiche frisch und stark ergrünt. Der grüne Myrtenkranz des 27. Februar 1881, als der Schloßpfarrer D. Koegel das hohe Paar auf dessen eigenen Wunsch mit den Worten aus dem hohen Lied der Liebe einsegnete: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei — aber die Liebe ist die größeste unter ihnen" — hat sich längst verwandelt in die Silbermyrte und das braune ins graue Haar — aber eins blieb ewig jung, erneuerte sich immer wieder von Jahr zu Jahr: das Familienglück auf dem Hohenzollernthron. Gegründet ist es auf die Seele des ganzen Hauses: die mütterliche Kaiserin. Der Kaiser hat es selbst in Schleswig-Holstein ausgesprochen bei dem Festmahl der Landstände: „Das Band, das mich mit dieser Provinz verbindet, das ist der Edelstein, der an meiner Seite glänzt, Ihre Majestät die Kaiserin. Dem hiesigen Land entsprossen, das Sinnbild sämtlicher Tugenden einer germanischen Fürstin, danke ich es ihr, wenn ich imstande bin, die schweren Pflichten meines Berufs mit dem freudigen Geist zu führen und ihnen obzuliegen, wie ich es vermag." Und in Altona sprach es der Kaiser ähnlich aus: „Die Kaiserin hat dem Hohenzollernhaus ein Familienleben beschert, wie vielleicht nur die Königin Luise es vor ihr getan, und sie ist ein Vorbild geworden für die deutsche Mutter, indem sie sechs Söhne zu ernsten tatkräftigen Männern herangezogen hat, die nicht gewillt sind, die bequemen Seiten ihrer Titel und Stellungen auszunützen und wie so viele junge Leute der Jetztzeit dem Genuß zu leben, sondern in harter strenger Diensterfüllung ihre Kräfte dem Vaterlande zu weihen, und wenn es ernst werden sollte, freudig bereit zu sein, ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer zu bringen." Ist es ein Wunder, wenn solche Worte Taten und Tatsachen sind, daß Schleswig-Holsteins altes Losungswort: „Up ewig ungedeelt" so recht eigentlich das Segenswort und die Segenskraft wird, die Eltern und Kinder innerlich auf einem Felsgrund gemeinsamer Grundsätze und Anschauungen verbindet, auch wenn nun längst die Kinderhäuser eins nach dem andern sich getrennt vom Vaterhaus angebaut haben und zuletzt auch der Sonnenschein des Kaiserhauses, unsere junge Prinzessin, dem Mann ihrer jungen Liebe mit einem starken festen „Ja" gefolgt ist. Es war bei der letzten Trauung in der Schloßkapelle, Oberhofprediger D. Dryander hatte soeben nach alter Sitte dem jungen Paar die Bibel überreicht, die der junge Bräutigam entgegennahm, und da er zum Empfang des Segens seiner jungen Gemahlin wieder die Hand reichen wollte, entstand einen Augenblick die Frage, wer ihm die Bibel abnehmen würde. Da sprang Jung-Wilhelm, der älteste Sohn unseres Kronprinzenpaares, der aufmerksam der ganzen heiligen Handlung gefolgt war, hinzu und hielt mit seinen beiden Fäustchen stolz und fest das ehrwürdige Buch. Es war wohl nicht nur die ritterliche Aufmerksamkeit des lieben prinzlichen Knaben, die alle Umstehenden in dem Augenblick entzückte — es ging wohl auch ein Herzenswunsch durch die Herzen derer, die es sahen: Möchte das Kind, das nach Menschendenken einst berufen ist, die deutsche Kaiserkrone und die Last ihrer Verantwortung zu tragen, allzeit im Leben so zuspringen, den richtigen Augenblick erkennend, wo Hilfe not tut — und dann zur Hilfe in treuer fester Hand das einzige halten, was allein alle Wunden heilen und alle Tränen trocknen kann. Dann ist der Segen der Väter groß über dem Enkelsohn. Wenn man ein Bild des Kaisers als Vater der Seinen zeichnen will — tiefer, menschlicher, väterlicher und liebevoller hat wohl nie ein Vater von der geliebten Tochter Abschied genommen als in den Worten an der Hochzeitstafel. Da schwieg alle höfische Form mitten in der Pracht höfischen Glanzes, da sprach nur eins: der Dank für den Sonnenschein der vergangenen Tage und Jahre und dabei die feste Zuversicht, auch für die Zukunft in einem Leben, das nicht auf Sonnenschein warten, sondern ihn bringen soll in Liebe und Hilfe für andere.

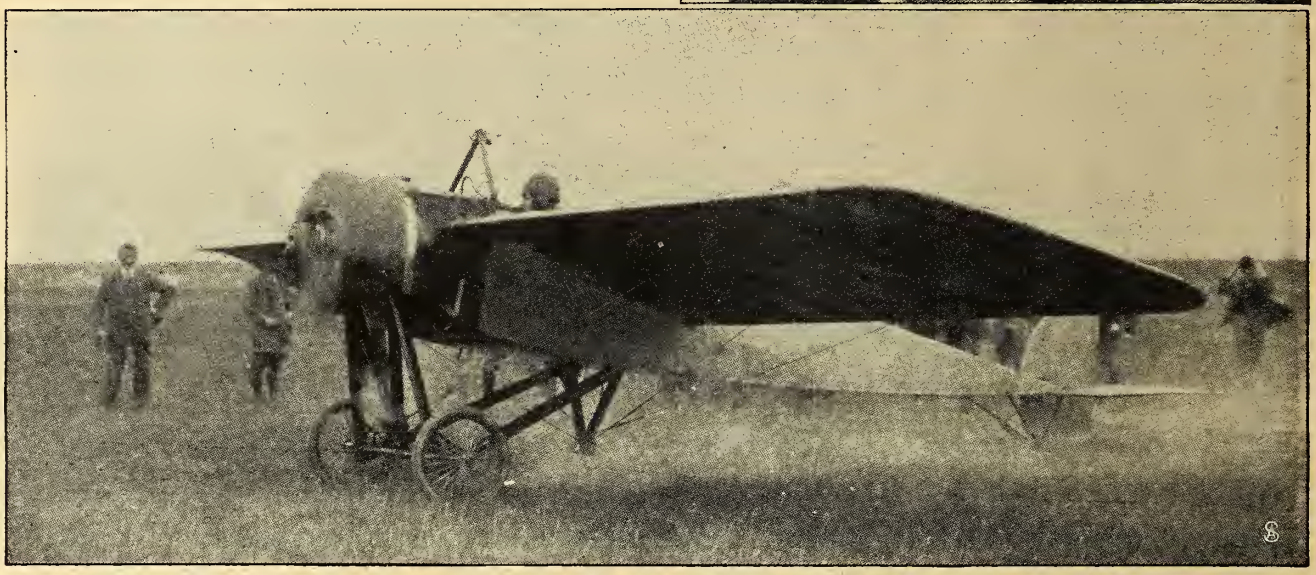
So wird es stiller um das Kaiserpaar wie um jedes bürgerliche Elternpaar in den späteren Jahren. Aber ein Tag findet das ganze Familienglück, wenn es irgend möglich ist, vereint im Neuen Palais, das Familienfest über alle anderen: der Weihnachtsabend. Wenn der Kaiser von der Mannschaftsbescherung im Ersten Garde-Regiment zu Fuß, meistenteils den Weg zu Fuß zurücklegend und dabei manchen Gartenarbeiter oder Angestellten beschenkend, heimgekehrt ist, dann ist nach der Bescherung für die Dienerschaft der große Augenblick der Familienbescherung gekommen. Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht strahlt der Muschelsaal in dem Widerschein der mächtigen Tannenbäume — aber es ist eben keine „kalte Pracht", sondern mitten darin stehen Weihnachtslied und Weihnachtsevangelium, wohl von Kindermund aufgesagt und im schlichten Chor gesungen — das gibt auch dieser Welt des Glücks auf dem Thron erst den hellen Schein. Das ist der gleiche Jubel wie in jedem schlichten Bürgerhaus, das gleiche traute Bild kerndeutscher, tiefchristlicher Weihnachtsfreude, wie man es jedem Haus im Volk wünschen möchte. Wochenlang vorher sind Vorbereitungen getroffen, damit jeder, der nur irgendwie in den Diensten des Kaiserhauses steht, mit einer besonderen Gabe erfreut wird. Hat der Kaiser ein Buch gelesen, das ihn gefesselt hat, er denkt an irgendeinen, den dies Buch auch interessieren möchte, und mit angestrichenen Stellen und Randbemerkungen versehen, geht es dem Beglückten zu, damit es in ausführlichen Gesprächen bei nächster Gelegenheit besprochen wird. Damit tritt des Kaisers Bild aus dem engeren Familienrahmen, wie er sich wohl hauptsächlich zur Weihnachtszeit und in Wilhelmshöhe zeigt, heraus in den häuslichen Kreis des weiteren Verkehrs. Da ist im kleineren Kreis, der sich in schönen Frühlingstagen auf Belvedere oder auf der Pfaueninsel versammelt, des angeregten Erzählens kein Ende, wobei natürlich der Kaiser selbst meist in ungezwungenster, mit feinem Humor gewürzter Erzählung das Wort führt; in zwanglosen Gruppen folgt etwa ein Spaziergang, und beschlossen wird der Abend oft mit etwas Hausmusik oder dem Vorlesen eines guten Buches, das den Kaiser besonders gefesselt hat. Die Kaiserin liebt besonders die Beethovenschen Sonaten, der Kaiser bevorzugt bekanntlich die Wagnersche Muse und läßt sich von einem hervorragend musikalischen Herrn der Umgebung gern Stücke aus den Wagnerschen Werken auf dem Flügel vortragen. — Wenn man bedenkt, mit welcher Zahl von geistig hervorragenden Persönlichkeiten der Kaiser täglich zu verkehren hat, so steht man staunend vor dieser geborenen Herrschernatur, von deren Vielseitigkeit und Schlagfertigkeit im Gespräch man immer wieder nur im Ton tiefster Bewunderung reden hört. Und die beste Erklärung dafür können wir nicht bloß in dem wunderbar scharf und schnell fassenden Geist suchen, sondern in der Tatsache, daß in dieser Persönlichkeit wirklich das große Männerproblem der Lösung angenähert worden ist: „Wie bringen wir den Kopf ins Herz?" Nicht so, daß wir den Kopf und seinen Gesichtskreis verengern, sondern daß wir das Herz so weit machen, in liebewarmer Gesinnung zu allen Menschen, wie das der bekannte Spruch im Arbeitzimmer des Kaisers andeutet, daß auch ein weitschauender geistvoller Charakterkopf noch immer weit von dem weiten Herzen überragt und — überwunden wird. Von dieser

Erfahrung muß jeder Einsichtige tiefe Eindrücke mit heimnehmen, wenn er das Glück für sein Leben einmal haben dürfte, den Kaiser zu sehen unter den Seinen und im häuslichen Verkehr. Deutlicher und weiter lesbar als bei anderen Häusern leuchten die alten Weisheitsprüche vom First des Kaiserhauses ins Land: Mein Haus meine Burg! Im Heim die Welt!

Unsere Bilder

Dem Regierungsjubiläum unseres Kaisers ist ein großer Teil der vorliegenden Nummer gewidmet. Wir schildern in verschiedenen Artikeln die Beziehungen des Monarchen zum Heer, zur Marine und zur Luftfahrt.

In den letzten Tagen wohnte der Kaiser der Weihe des deutschen Stadions auf der Grunewaldrennbahn (Abb. S. 998a) bei. Die Feier gestaltete sich zu einer gewaltigen vaterländischen Kundgebung. Das Kaiserpaar, die kaiserlichen Prinzen und die höchsten Würdenträger des Reiches und des Staates folgten mit hohem Interesse dem Huldigungzug von 30 000 Sportleuten. — Vom Stadion begab sich der Kaiser zur Grünauer Jubiläumsregatta (Abb. S. 998b), die bei herrlichstem Sommerwetter ein Schauspiel bot, wie es glänzender auf deutschen Binnengewässern wohl niemals zu beobachten war. Der Mainzer Mannschaft wurde die Siegespalme im Kaiser-Vierer zuteil. — Aus Anlaß der 200jährigen Zugehörigkeit des Herzogtums Geldern zu Preußen wurde in Gegenwart des Kaisers (Abb. S. 998b) in der alten Herzogstadt Geldern ein Standbild Kaiser Wilhelms I. enthüllt. Das Denkmal ist von Professor Schaper-Berlin geschaffen, der vom Kaiser mit dem Roten Adlerorden I. Klasse ausgezeichnet wurde.



Start vom Flugfeld Johannisthal. Phot. Sennecke. Oben: **Der franz. Flieger Brindejonc des Moulinais in Johannisthal.** Phot. Fr. Fischer.

Fernflug Paris—Berlin—Warschau um den Pommery-Pokal: In 9½ Stunden von Paris bis Warschau.

Der Stapellauf des Linienschiffes „Markgraf" (Abb. S. 998d) „Ersatz Weißenburg" wurde in Bremen von dem Großherzog von Baden im Beisein des Staatssekretärs von Tirpitz vollzogen. Der Stapellauf ging glatt und glücklich vonstatten. Das Schiff ist auf der Werft der Aktiengesellschaft „Weser" erbaut worden.

Graf Zeppelins Flug nach Wien (Abb. S. 998c). Die seit längerer Zeit geplante Fahrt eines Zeppelin-Luftschiffes nach Wien zur Huldigung vor Kaiser Franz Josef ist nun zur Tatsache geworden. Nachdem Graf Zeppelin am Morgen des 9. Juni mit dem Luftschiff „Sachsen" in Baden-Oos aufgestiegen war, ist er am Mittag des gleichen Tages nach glücklich verlaufener Fahrt in Wien eingetroffen, stürmisch begrüßt von der jubelnden Bevölkerung. Vom Balkon des Schlosses in Schönbrunn aus hatte Kaiser Franz Josef das Herannahen des Luftkreuzers beobachtet, der dann in langsamer Fahrt über dem Schloß die verschiedensten Evolutionen ausführte. Hierauf setzte die „Sachsen" ihre Fahrt nach Aspern fort, wo die Landung im Beisein einer gewaltigen Menschenmenge erfolgte. Graf Zeppelin wurde vom Erzherzog Eugen herzlich begrüßt.

Ein Fernflug Paris-Warschau (Abb. obenst.) ist dem bekannten französischen Flieger Brindejonc des Moulinais geglückt. Nachdem er den Weg von Paris nach Berlin in 6 Stunden zurückgelegt hatte, startete er am gleichen Tag und erreichte nach 3½ Stunden Warschau. Brindejonc, der sich mit seinem Flug um den Pommery-Pokal bewirbt, hat eine hervorragende flugsportliche Leistung vollbracht.

Eduard von Gebhardt (Abb. S. 993d), der Meister der biblischen Malerei, feiert seinen 75. Geburtstag. Er ist am 13. Juni 1838 im Pfarrhaus St. Johannis in Estland geboren. Der greise Künstler lebt in Düsseldorf.

Personalien (Abb. S. 998d). Der Präsident der Ansiedlungskommission in Posen Dr. Gramsch ist zum Präsidenten der Regierung in Gumbinnen ernannt worden. Er befindet sich genau 30 Jahre im Staatsdienst. — Albert Hänel, der berühmte Parlamentarier und Rechtshistoriker in Kiel, vollendete sein 80. Lebensjahr.

Die Toten der Woche

Herzogin Marie von Bojano, † in Territet am Genfer See im Alter von 64 Jahren.

Prof. Dr. Max Dittrich, bekannter Chemiker, † in Heidelberg im Alter von 48 Jahren.

George Wyndham, ehem. englischer Minister, † in Paris am 9. Juni im Alter von 49 Jahren.

Nummer 24.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 991.

Wilhelm II., Deutscher Kaiser.
Zu seinem 25jährigen Regierungsjubiläum.
Neueste Aufnahme von Königl. Hofphot. Niederastroth (Selle & Kunze).

P.B.

Hofphot. Sandau-Sellin.

Prinzessin Eitel-Friedrich,
geb. Herzogin von Oldenburg.

Hofphot. Sandau-Sellin.

Prinz Eitel-Friedrich.

Kgl. Hofphot. W. Niederastroth.

Prinz August Wilhelm.

Hofphot. Sandau-Sellin.

Prinzessin August Wilhelm,
geb. Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg.

Hofphot. Gebr. Lützel.

Prinzessin Ernst August,
Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg.

Kgl. Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze).

Kronprinz Wilhelm und Kronprinzessin Cecilie
von Preußen.

Kgl. Hofphot. W. Niederastroth.

Prinz Ernst August,
Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Die Kinder des Kaiserpaares.

Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Prinz Adalbert
von Preußen.

Kgl. Hofphot. W. Niederastroth.

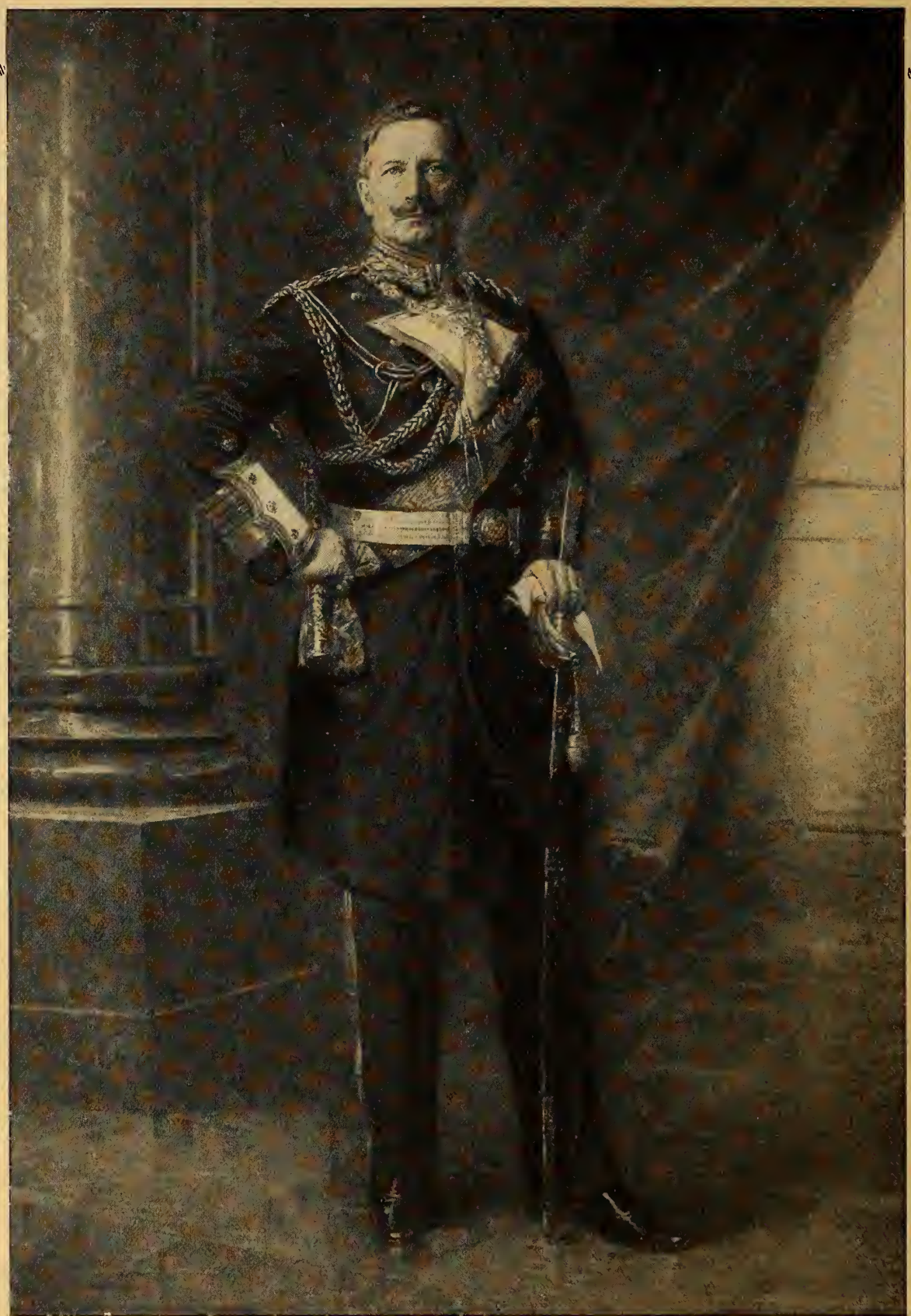
Prinz Joachim
von Preußen.

Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Prinz Oskar
von Preußen.

Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin.

Hofphot. Stuart.



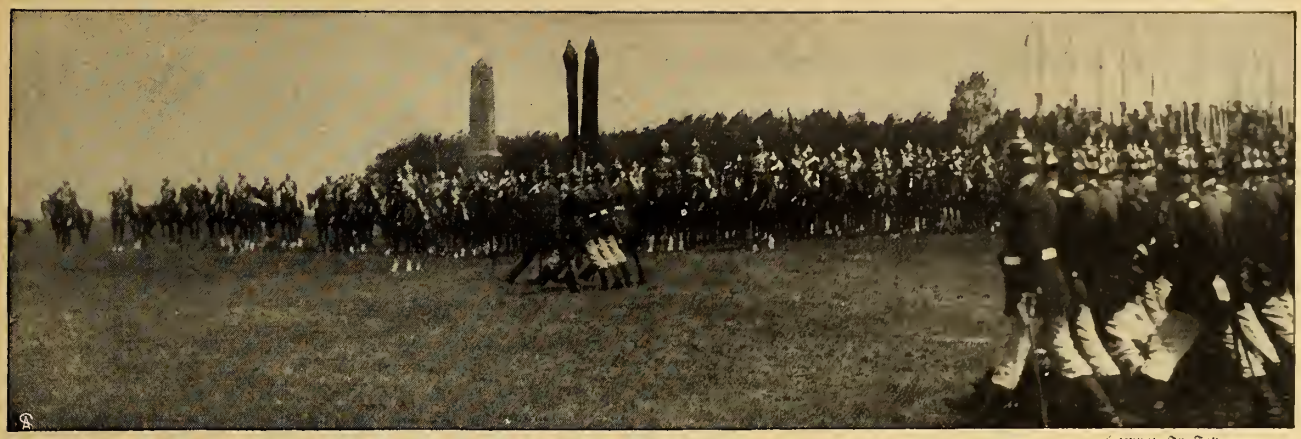
Nach einem Gemälde von Bieber-Winger (Mal-Atelier Bieber, Hamburg).

Der Kaiser und die Marine.

Kaiser Wilhelm als Großadmiral.

Reproduktion mit Allerhöchster Genehmigung

Das Original befindet sich im Besitz Seiner Majestät des Kaisers.



Truppenvorbeimarsch auf dem Döberitzer Uebungsplatz. Hofphot. Fr. Tellgmann.

Der Kaiser in Döberitz beim Vorbeimarsch der Truppen. Hofphot. Fr. Tellgmann.

Von links (sitzend): K. k. österr.-ungar. Oberst Nahring (Oesterr. Inf.-Reg. 34). Kaiserl. Russ. Generalmajor und Regimentskommandeur Baron Bade (Leib-Garde-Grenadier-Reg. König Friedrich Wilhelm III., Petersburg). Königl. Württemb. Oberst von Kärbling (Inf.-Reg. 120). K. k. österr.-ungar. Major von Verebély (Oesterr. Inf.-Reg. 34). — (Stehend): Königl. Württemb. Oberleutnant und Regimentsadjutant Eitel (Inf.-Reg. 120). Königl. Württemb. Hauptmann Diez (Inf.-Reg. 120). Kaiserl. Russ. Leutnant und Regimentsadjutant Kastelski (Leib-Garde-Reg., Petersburg). Kaiserl. Russ. Hauptmann Werkawzew. Kaiserl. Russ. Oberst P. Basarow (Militärattaché bei der Kaiserl. Russ. Botschaft in Berlin). Kaiserl. Russ. Oberst Zabczynski. Königl. Württemb. Major Arnold (Inf.-Reg. 120). K. k. österr.-ungar. Hauptmann Harvath. K. k. österr.-ungar. Oberleutnant Matherny.

Die württembergische, österreichische und russische Militärdeputation zum Regierungsjubiläum des Kaisers.

Der Kaiser und die Armee.

Ernst der Fromme
von Sachsen-Gotha † 1675.

Luise Amalie, geb. Prinzessin von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel, vermählt mit August Wilhelm Prinz von Preußen.
Der Bruder Friedrichs des Großen und seine Gemahlin.

Karl der Große. Bronzestatue aus dem Museum Carnavalet, Paris.

Herzog Ernst Friedrich
von Sachsen-Koburg-Saalfeld,
vermählt mit

Sophie Antonie, geb. Prinzessin
von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel.

Die Ahnen des Kaisers. Hierzu der Aufsatz:

Friedrich V. von der Pfalz,
„Der Winterkönig".

Seine Gemahlin Elisabeth,
geb. Prinzessin v. England.

Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt.

Sophie von der Pfalz,
Gemahlin des Kurfürsten Ernst August I. von Hannover.

Königin Friederike von Preußen,
Gemahlin Friedrich Wilhelms II.

Viktoria I. von Großbritannien u. Irland,
Großmutter des Kaisers.

„Wilhelm II. und die Dynastien".

Der Kaiser und die Kaiserin bei der Besichtigung des Kinderheims in Ahlbeck.

Der Kaiser und die soziale Fürsorge.

Königl. Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze), Potsdam.

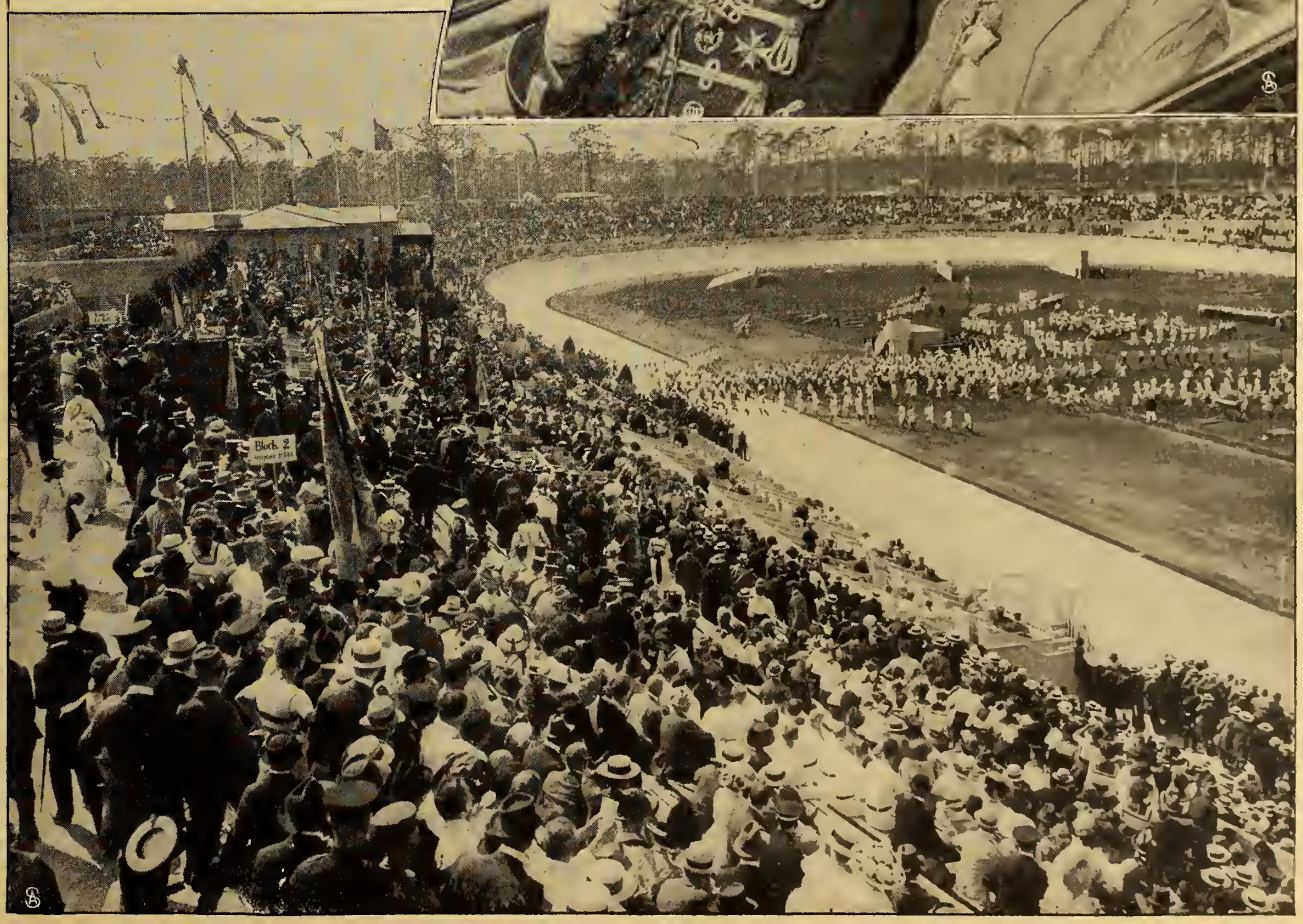
Phot. Gebr. Haeckel.

Das Defilee der Turnerinnen vor dem Kaiserpavillon.

Von der deutschen Stadionweihe.

Rechts: Der Kaiser und die Kaiserin auf der Fahrt zum Stadion. — Phot. Sennecke.

Unten: Das Stadion während der Weihe.
Phot. Gebr. Haeckel.



Phot. Tyenerkauf.

Zur 200-Jahrfeier in Geldern:
Der Kaiser bei der Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I.

Int. Ill. Co.

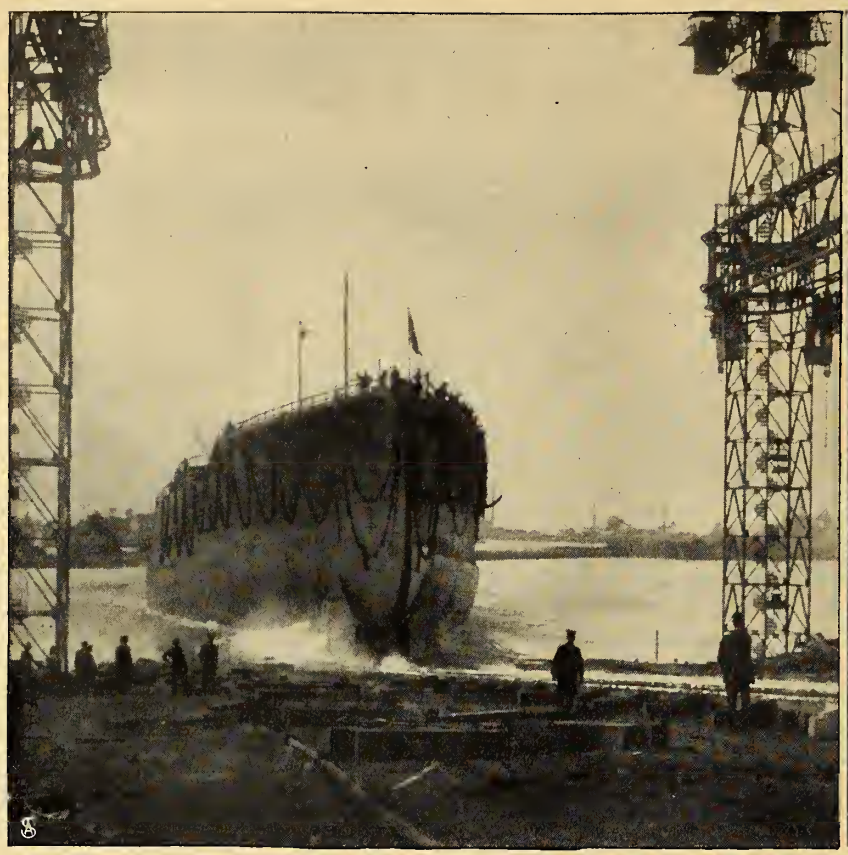
Die Huldigung bei der Ruderregatta in Grünau. Rechts oben: Der Kaiser an Bord der „Alexandria".

Zum 25. Regierungsjubiläum des Kaisers.

Huldigungsfahrt des Grafen Zeppelin nach Wien.

Links: Die kaiserliche Hofburg in Wien. Rechts: Das Schloß in Schönbrunn. Mitte: Die „Sachsen" über dem Flugfeld Aspern. Unten links: Die Landung. Unten rechts: Graf Zeppelin wird von dem Erzherzog Eugen begrüßt.

Photograph Hugo Kühn, Baden-Baden.



Das Schiff verläßt die Helgen. Phot. Schauf.

Der Großherzog von Baden u. Großadmiral v. Tirpitz.

Der Stapellauf des Linienschiffes „Markgraf", erbaut auf der Werft der A.-G. „Weser" in Bremen.

Dr. Gramsch,
Posen, wurde zum Regierungspräsidenten in Gumbinnen ernannt.

Hofphot. Urbahns.

Prof. Dr. A. Hänel,
Kiel, bekannter Parlamentarier und Rechtshistoriker, wurde 80 Jahre.

Hofphot. Henne.

Prof. Eduard von Gebhardt,
Düsseldorf, bekannter Historienmaler, wurde 75 Jahre.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

3. Fortsetzung.

Den jungen Grafen Oberwall hatte eine gewisse Angst gepackt, er könnte zu spät zu Hörselkamps kommen. Die Schläfen wurden ihm feucht bei dem Gedanken, er müßte vielleicht in dem gleichen Wagen wieder umkehren; bis vor das kahle, graue Haus fahren, mit den vielen kalten Paradezimmern und den breiten stillen Gängen, über die alte Leute lautlos herumschlichen.

Selbst sein eigener Diener war ein alter Mann, der gemessen tat, was seine Pflicht forderte, und die leiseste Abweichung von der festgesetzten Ordnung als Sakrilegium empfunden hätte.

Die Hörselkampsche Villa war noch erleuchtet. Gerhard drückte dem Chauffeur ein Fünfmarkstück in die Hand, wartete nicht auf Herausgabe, schob den nassen Riegel des Gartenzaunes zurück und lief die Perronstufen hinauf.

Die Vestibültür war etwas geöffnet — wohl um die überhitzte Luft hinauszulassen, die Gerhard in dichten Wolken entgegenschlug.

„Ist noch jemand da?" fragte er, während ein Diener ihm Hut und Mantel abnahm.

„Es sind noch ein paar Herrschaften im kleinen Salon."

Gerhard hörte das laute, perlende Lachen der Fürstin, das Gemurmel einiger Männerstimmen. Im großen Salon brannten nur noch zwei Birnen. Die Stühle waren an die Wand geschoben, der breite Perser lag zusammengerollt unter dem Flügel. Kleine Eisteller standen noch an den einzelnen Tischchen, Zigarettenstummel lagen in den großen Palmenkübeln vor dem großen Erker. Ein Fensterflügel war geöffnet, und der Wind bewegte die schweren Palmenblätter, ließ einen blaßblauen Schal, der über der Armlehne eines Sessels lag, wie einen Hauch aufflattern.

Im Vorbeigehen haschte Gerhard nach dem feinen Gewebe, das sich schmeichelnd an seine Hand schmiegte.

Der Diener hatte ihn angemeldet. Frau Gina streckte ihm von weitem beide schöne Arme entgegen.

„Mein lieber, junger Freund, wie reizend!" . . .

Sie hörte gar nicht, wie er sich entschuldigte, lachte nur etwas lauter als sonst, zog ihn ganz an ihre Seite, stellte vor: „Graf Oberwall junior — ein teurer Freund unseres Hauses", rief „Lou . . . . Loulou", klaschte nach spanischer Art zweimal in die Handflächen, gab dem eintretenden Diener Befehle, fuhr ihrem Mann über das glatt anliegende Haar, zwang alle, ihre Aufmerksamkeit auf den jungen, schlanken und blassen Menschen zu lenken, der blinzelnd in das helle Licht starrte und eine tiefe Verlegenheit hinter tadellosem Anstand zu verbergen wußte.

„Wir halten schon beim Bier, lieber Graf", sagte Hörselkamp.

„Nein — kein Bier. Jetzt wollen wir Champagner trinken. Nicht wahr, Gerhard. Champagner, recht mousierenden. Und wir wollen lustig sein und noch eine Stunde zusammenbleiben."

Bruno von Tayssen saß dem Hausherrn gegenüber, rauchte sparsam an einer Importe und sah Gerhard kühl prüfend ins Gesicht. „Hat dich dein alter Herr in Gnaden entlassen?"

Gerhard fuhr sich mit der Hand über das scharf gezeichnete, noch etwas hagere Kinn.

„Ja," sagte er unsicher, „ich mußte erst in den Klub, aber ich konnte mich schließlich freimachen."

Jede Freudigkeit war plötzlich in ihm erloschen. Wie ein armer Sünder kam er sich vor inmitten dieser kleinen, heiteren Gesellschaft, wie ein Verbrecher, den nur ein Zufall vor Entdeckung schützt.

Und wiederum half ihm nur die äußerste Beherrschung äußerer Form über die Peinlichkeit hinweg, die er empfand.

Lou erschien, müde und abgespannt. Tiefe, blaue Ringe lagen um ihre Augen. Sie hatte kaum die Kraft mehr, sich zu freuen. Frau Gina hatte sich geärgert, daß Graf Oberwall so früh die Gesellschaft verlassen hatte, daß der Amerikaner im letzten Augenblick einen Scheck über nur fünfundzwanzigtausend Mark auf ihren kleinen Empireschreibtisch niedergelegt hatte.

Es hatte Szenen gegeben zwischen einem Twostep und einem Walzer.

Der Vater war nahe daran gewesen, den Scheck zu zerreißen: „Das habt ihr nun davon. Zwanzigtausend hätte mir der Staat auch gezahlt. Wegen fünftausend Mark werden meine besten Sachen übers Wasser hin verschachert. Na, bist du zufrieden, ja? Hat schon jemand den Scheck gesehen? Hat schon jemand um dich angehalten, ja? Geh tanzen — geh — versäume ja nichts. Mama tanzt auch. Die allerneusten Tänze bitte wie im Moulin rouge." . . .

„Nicht so laut, Papa, um Gottes willen."

Dann hatte sich Hörselkamp Bier geben lassen und zu qualmen angefangen. Das tat er immer, wenn er seine Frau ärgern wollte. Frau Gina aber ließ mehr Sekt wie sonst herumservieren, improvisierte einen kleinen Ball mit Kotillon. Lou mußte in einer großen Truhe kramen — Kotillonorden, kleine Fächer und Bijouterien hervorsuchen, die als Kotillongaben verteilt wurden. Im großen Salon wechselten freundwillige Klavierspieler mit einem großen Phonographen ab, dessen gellend blecherne Töne aufreizend und melancholisch zugleich den Rhythmus der Tänze markierten.

Copyright 1913 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Endlich brachen die Gäste auf. Frau Gina quälte ein paar Herren so lange, bis sie sich bereiterklärten, noch zu einem Glas Bier zu bleiben.

Sie wollte das Alleinsein mit ihrem Mann so lange wie möglich hinausschieben, wollte warten, bis sein Zorn verraucht war, ein Zorn, den sie nicht so fürchtete, als daß er ihr lästig war, weil er sie aus dem Gleichmaß ihrer liebenswürdig temperierten Stimmung brachte.

Umgeben von einem kleinen Stab von Bewunderern, hoffte sie ihren Mann wieder zurückzugewinnen.

Lou kannte ihre Art. Und sie hatte ihr die Koketterie, die im letzten Grund doch nur dem Vater galt, nie übelgenommen. Heute aber, da sie wußte, wie tief der Vater verletzt war, konnte sie die Tändeleien nicht vertragen. Sie wollte sich zurückziehen.

Frau Gina wurde böse. Was sollte denn das heißen? War ihr Haus eine Bohèmewirtschaft?

Im Ärger entfuhr ihr manchmal ein recht böses und spitzes Wort: „Ich komme gleich, will nur die Liköre abschließen."

„Na ja, gut. Aber raßle nicht zu sehr mit dem Schlüsselbund, Kleine. Das liebe ich nicht besonders."

Sie rasselte nicht mit dem Schlüsselbund. Sie saß am großen Speisezimmertisch, auf dem noch einige Überreste des kalten Büfetts standen, das dem Diner gefolgt war, und hielt den schmerzenden Kopf in beiden Händen.

Und als man ihr Gerhard Oberwall meldete, da war ihr, als hätte jemand plötzlich alle Schwere von ihr genommen.

Ein blasses Lächeln lag um ihren zart gefärbten jungen Mund, als sie ihm die Hand entgegenstreckte, und aus ihren Augen brach ein stilles Leuchten.

Sie sprachen beide kein Wort. Aber in dem kurzen, scheuen Händedruck lag alle Wärme, lag alle Sehnsucht, die noch unausgesprochen in ihres Wesens Tiefe ruhte.

Und dann saßen sie, fast durch die ganze Breite des Zimmers getrennt, getrennt auch durch die laute Sektfröhlichkeit der kleinen Gesellschaft — und doch einander so nahe wie nie zuvor. Als hätten alle Kompliziertheiten des Tages in diesem einen Augenblick ihre friedliche, einzig mögliche Auflösung gefunden.

* * *

Als Gerhard Oberwall um drei Uhr nachts die Hörselkampsche Wohnung verließ, nahm Bruno von Tayssen ihn unter den Arm und sagte kurz: „Hör mal, ich muß dir etwas sagen." —

Gerhard wurde sehr blaß. Er dachte an Lou. Er wußte, daß Tayssen nur ihretwegen in die Villa kam.

„Wen betrifft es?" fragte er und mühte sich, ruhig zu bleiben.

„Nur mich selbst. Es ist wirklich nicht so wichtig. Aber es ist besser, du erfährst es durch mich als durch andere, die den wahren Beweggrund meiner Handlungsweise nicht kennen."

Tayssen ging sehr aufrecht. Sein nicht unschönes, aber hartes Profil zeichnete sich im Licht der Laterne, an der sie vorbeikamen, scharf und kühn unter dem Helm ab.

„Ich werde morgen deinem Vater und deiner Großmutter meine Abschiedsvisite machen."

Gerhard atmete auf. Mit halbem Lächeln fragte er: „Wohin wirst du denn versetzt?"

Tayssen strich den dichten, englischen Schnurrbart kurz zu beiden Seiten zurück.

„Weiter, als wenn es nach Ostafrika ginge. Übrigens versetze ich mich selbst. Nicht zu einem neuen Regiment, sondern zu einer neuen Gesellschaftsklasse. Vielleicht bereitest du deinen Vater darauf vor, um ihm eine Verlegenheit zu ersparen." –

Gerhard Oberwall blieb stehen, sah den Jugendkameraden mit weitgeöffneten Augen verständnislos an: „Was ist denn passiert?"

Tayssen lächelte bitter: „Nichts. Oder vielmehr etwas sehr Alltägliches. Ich habe in meiner hübschen Jacke einmal vergessen, daß ich ein armer Lump bin. Wir waren da ein paar Kameraden. Hatten ein bißchen gebummelt, gezecht, schließlich gewettet — so eine ganz alberne Wette — wie sie jeden Tag zehnmal vorgeschlagen und nicht angenommen wird. Aber diesmal — es war eben mein Pech, wurde sie angenommen. Na, also kurz und gut, am nächsten Tag hatte ich die Wette verloren — nimm an, es hätte sich darum gehandelt, ob im Frühjahr vier oder sechs Flieger in Johannisthal gestürzt wären, ist ja egal, na also. Ich verlor. Fünfzehnhundert Mark. Da ich mich mit zweihundertfünfzig Mark monatlich durchdrücke, kannst du die die Folgen vorstellen."

„Warum hast du dich nicht an mich gewendet, an meinen Vater?" Gerhard, zum erstenmal von wärmerer Empfindung für Tayssen ergriffen, packte ihn am Arm, riß ihn zu sich herum, daß er ihm gerade in die Augen sehen mußte: „Hast du denn ganz den Kopf verloren gehabt?" Tayssen zuckte die Achseln: „Nein. Im Gegenteil. Nie sah ich klarer. Situationen wie die meinige sind auf die Dauer unhaltbar. So etwas kann sich jeden Tag wiederholen. Schon die ewigen Gelage. Sparsamkeit wird gepredigt und fängt doch erst bei der dritten Flasche Sekt an. Die ersten zwei muß man bezahlen können. Habe ich auch. Und mittags von Kommißbrot und Breslauer Wurst gelebt. Zweimal wöchentlich im Kasino aß ich mich satt. Und abends, wenn ich meine Uniform in den reichen Häusern tanzen ließ. Nee, nee, mein Junge, davon verstehst du nichts. Also lassen wir das. Ich möchte dir nur sagen, wie's war. Ich fuhr zu meinen Alten hinaus. Viel geredet wurde nicht. Vater hatte keine Ahnung, ob Geld da wäre, suchte im Tabakstopf — weil er da ein paar Mark reinzulegen pflegte für geheime Liebhabereien, einen Schoppen Wein irgendwo, einen alten Folianten und so Ähnliches, was ihm Spaß macht. Die Mutter — die ging an ihre Kommode, du weißt die helle gelbe in ihrer Schlafstube — Tja... —Na... und da hatte sie eine leere Zigarettenschachtel aus Blech — von den hundert Zigaretten, die du dem Vater mal nach den Ferien mitbrachtest — und in dieser Schachtel lagen siebzehnhundertfünfzig Mark in Gold, Silber und Scheinen, die so glatt aussahen, als wären sie von ihr gebügelt worden. Sie weinte nicht und machte mir keinen Vorwurf. Sie legte nur langsam die fünfzehnhundert Mark auf die Marmorplatte der Kommode, gerade zwischen ihr Gebetbuch und den Glassturz über dem Myrtenkranz auf rotem

Samtpolster. Und dann wurde sie sehr weiß im Gesicht, als sie die leichte Schachtel wieder an ihren Platz zurückstellte. Wir haben kein Wort mehr gesprochen über die ganze Sache. Der Vater hat bald darauf fort müssen zu einem Kranken, und die Mutter wurde zu unserer Kuh abgerufen, die gerade kalbte. Ich habe aus der Speisekammer eine Flasche Bier geholt und eine Scheibe Schinken, und dann bin ich losgefahren. Nun lebe ich von hundertachtzig Mark monatlich, esse einmal wöchentlich im Kasino und schlage keine Einladung aus. Vor zwei Monaten lernte ich einen großen Petroleumfritzen kennen. Der suchte gerade einen Vertreter. Anständiges Gehalt, Prozente, repräsentative Erscheinung. Adel nicht erforderlich — eher störend. Da habe ich mich rasch entschlossen. Vom Ersten ab nenne ich mich kurzweg Bruno Tayssen und beziehe mein Bureau mit anliegender Wohnung in der Mohrenstraße. Den Kameraden mache ich meine Abschiedsvisiten, ebenso deiner Familie — und wenn du willst — auch dir."

„Mir ... warum? Weil ich weniger Mut habe als du? Weil ich morgen meinem Vater eine Spielschuld von fünfzehntausend Mark beichten und mich schuhriegeln lassen muß wie ein kleiner Junge? Von mir brauchst du nicht Abschied zu nehmen."

Ein nervöses Zucken flog über Gerhards blasses, übernächtigtes Gesicht.

Tayssen legte ihm die Hand auf die Schulter. „An seinem Platz sein, ist alles im Leben. Ein armer, adliger Offizier ist ein Unding. Da hat man am Ende immer nur die Wahl zwischen einer Kugel oder einer Geldheirat; für beides danke ich ergebenst. Und ein Graf Oberwall als stiller Gelehrter? Nee, mein Junge, das ist genau so ein Unding. Meine Mutter war eine Bürgerliche, mit tätigen Händen und dem Sinn für die Wirklichkeit. Jetzt spür ich's erst, von welcher Art ich eigentlich bin. Das ‚von' macht's nicht allein. Und deine Mutter — du hast viel zu viel gallisches Blut in deinen Adern. Eines schönen Tags kommt der Umschlag. So oder so."

Im Osten war es beinah Tag geworden. Der Wind fegte die Wolken auseinander, jagte blutrote Fetzen über das tote, helle Grau des Himmels.

„Ich wollte, ich wüßte erst, was ich bin", sagte Gerhard Oberwall gepreßt.

Und in einem plötzlichen, ihm selbst fast unfaßbaren Mitteilungsbedürfnis fügte er hinzu: „Nur eine Frau, wie ich sie lieben könnte — wird mir meine innere Freiheit geben."

Bruno Tayssen sah den Jugendfreund an, mit der leisen Verachtung des Starken: „Du großer Egoist, du!" ..

Und er legte die Finger grüßend an den Helm und machte rasch kehrt, als wollte er jetzt vermeiden, Gerhard Oberwall die Hand zu drücken.

* * *

Wenige Stunden darauf hatte Gerhard zum Vater hineinmüssen.

Der alte Herr saß in einem wundervollen Morgenanzug aus dunkelbraunem Kamelhaarstoff. Er schlürfte gerade behaglich seinen Joghurt aus dem großen milchigen Glas in silbernem Becher. Vor ihm lag ein Band ausgewählter Reden vom Fürsten Bismarck. Er leitete seinen Tag mit Vorliebe durch solche Lektüre ein. Sie bot ihm Anregung für seine eigene schriftstellerische Tätigkeit, rückte ihm einzelne Momente seines eigenen Wirkens in die hübsche Perspektive geschichtlicher Bedeutung. Er lächelte gerade, als er in der Rede vom 16. November 1871 an die Stelle kam: „Die Idee, daß sein (des Gesandten) Gehalt dazu diene, ihm Hilfsmittel zu verschaffen, um den deutschen Einfluß im Land zu vermehren, beruht eigentlich mehr auf den Traditionen älterer Zeiten, wo es möglich war, mit einem guten Diner einen tieferen Eindruck zu machen, als heutzutage. Heutzutage essen sie alle gut, und die Diplomaten nicht gerade am besten." — In seinem Lächeln lag ein leiser Protest, der Protest des Menschen, dem die Gastronomie nur zu oft eine Hilfswissenschaft der Diplomatie gewesen.

Die steife Pracht der achtziger Jahre gab dem großen, dreifenstrigen Arbeitsraum des Grafen Oberwall jene kühle Vornehmheit, die den Besucher unwillkürlich in gewisse Distanz hält. Das kunstvoll eingelegte Parkett, das nur im Umkreis des Schreibtisches von einem großen assyrischen Teppich bedeckt war, erhöhte noch den Eindruck frostigen Glanzes durch seine spiegelnde Glätte. Große Prachtwerke, in schweren, goldstrotzenden Einbänden, lagen auf dem ovalen Mitteltisch, um den vier hochlehnige, grüne Samtsessel ihre steifen, geschnitzten Arme spreizten. Hinter blinkenden schmalen Glasscheiben dehnte sich die reichhaltige Bibliothek eine ganze Wand entlang. In Reih und Glied standen die großen, dunkelgebundenen Bücher — mit den weit sichtbaren roten Katalognummern auf den breiten Rücken.

Auf dem Stehpult lag der Katalog — ein Kunstwerk von Gerhards ehemaligem Schönschreiblehrer, der eine Zeitlang Sekretärdienste beim Grafen versehen hatte.

Schwere, kunstvolle und sehr glänzende Bronzen füllten die Ecken des Zimmers, unterbrachen die harte Geometrik der Einrichtung.

Es roch wie immer nach russischer Eau de Cologne und türkischen Zigaretten in diesem prächtigen, kühlen Zimmer, in das schwefelgelbes Vormittagslicht seine reizlose, flache Helle hineinwarf.

Häßlich sahen die Menschen in diesem Licht aus, armselig und wie krank. Graf Oberwall freilich saß immer im Schatten, immer in einer unbestimmten Dämmerung, die ihn wie ein durchsichtiger Vorhang schützte vor nacktem Licht und beobachtenden Blicken.

„Du siehst übel aus, mein Junge", begann er, als Gerhard an diesem Morgen vor ihm stand, fröstelnd, mit dem ihm so vertrauten, gedrückten Aussehen — Bittender.

Der Sohn als Bittender — das war ihm etwas Neues, fast Unbehagliches.

Seine Autorität und des Sohnes elegante Unterwürfigkeit hatten sich bisher immer nur im spielerischen Rahmen gesellschaftlicher Konvention bewegt. Den kleinen Entgleisungen des Sohnes aber war er nie mit der Pathetik der Empörung begegnet, sondern immer nur mit einer leisen Geste des Degouts und hochmütigen Zurückweichens.

Und diese Geste — so kaum merklich sie sein mochte — war wie ein entehrender Peitschenschlag für die Ueber-

empfindlichkeit des jungen Menschen. Noch lebhaft stand es Gerhard vor Augen, wie der Vater nach jenem Vorfall auf dem Mensurboden durch vier Wochen immer nur mit kühl höflichem Gruß an ihm vorbeigegangen war, die Arme ganz eng an den Oberkörper angeschlossen, wie wenn er es vermeiden wollte, ihn auch nur zufällig zu streifen.

So war der Vater einmal mit ihm zwischen Negern herumgegangen, die sie sich im Negerdorf einer Ausstellung angesehen hatten.

„Womit kann ich dir dienen, mein Junge?"

Graf Oberwall stellte sein Joghurtglas aus der Hand, zündete eine Zigarette an dem blauen Flämmchen der „ewigen-Lampe" an, die an wundervoll geschmiedeten Ketten von der Decke herab über sein großes Malachitschreibzeug hing.

„Rauchst du?"

„Danke, nein."

„Dann setz dich, bitte. Nun?" . . .

Dem ehemaligen Diplomaten fiel Lou Horselkamp ein. Seine Lippen preßten sich abwehrend aneinander. Sehr peinlich, sehr überflüssig schien ihm nun das, was er glaubte anhören zu müssen. Er hätte dem Sohn mehr Takt zugetraut, mehr Witterung. Bei der Aussichtslosigkeit seines „kindlichen" Wunsches hätte er besser getan, die junge Dame nicht zum Gegenstand einer Auseinandersetzung zu machen. So viel „Erziehung" mußte er doch haben.

„Also, ich bin ganz Ohr, mein Lieber."

Das pflegte er auch in früheren Zeiten zu sagen, wenn er wußte, daß ganz Unmögliches von ihm verlangt werden würde.

Es war Gerhard, als drücke ihm jemand mit kalten Fingern die Kehle zusammen. Er strich, wie um sich zu besinnen, mit Daumen und Zeigefinger über die dunkelblonden Brauen, die wie ein flaumig schmales Bürstchen den charakteristisch gewölbten Oberwallschen Stirnknochen über der tiefen Augenhöhle säumten.

„Bruno Taysen nimmt seinen Abschied", sagte er plötzlich.

Der alte Diplomat unterdrückte ein ironisches Lächeln. Um ihm das zu sagen, war Gerhard doch nicht gekommen.

„. . . Den Abschied. . . . . Ach was!"

Es klang beinah interessiert. Der Junge mußte erst mal warm werden, die Scheu vor dem Ton der eigenen Stimme überwinden. Bekenntnisse durften nie erzwungen werden. Graf Oberwall kannte die glänzenden Resultate des Ablenkungsystems.

Gerhard atmete auf. Er versuchte sogar zu lächeln — ein bißchen hochmütig — wie er es sonst wohl tat, wenn er dem Vater nah zu kommen strebte: „Tja . . . stell dir vor. Ein Petroleumfritze hat es übernommen, ihm sein Dasein zu erleichtern. Gott, heutzutage — da riecht ja auch Petroleum kaum mehr."

Graf Oberwall schlug gemütlich die Beine übereinander, tippte mit dem Zeigefinger die Asche von der Zigarette und schüttelte bedauernd den Kopf: „Der Hang zum Wohlleben korrumpiert unsere besten Soldaten. Schade. Taysen war ein tüchtiger Offizier, für den ich mich gern jederzeit eingesetzt hätte. Ich nehme natürlich an, daß es sich nur um eine pekuniäre Verlegenheit gehandelt hat, nicht um etwas Ernsteres — eine Verbindung unter seinem Stand oder eine ähnliche Jugendeselei?" Graf Oberwall sprach sehr liebenswürdig, fast gutmütig.

Gerhard — von einem einzigen Gedanken, einer einzigen Befürchtung beherrscht, hörte nur die Bereitwilligkeit heraus, pekuniär beizuspringen. Er atmete auf. „Das sagte ich ihm ja, Papa. Aber du kennst ihn — stolz war er immer — förmlich unangenehm, wenn man ihm mal eine Gefälligkeit aufdrängen wollte. Nein, diesmal mußt du deinen generösen Beistand nicht Bruno Taysen, sondern mir angedeihen lassen."

„Dir, mein Junge?" Graf Oberwall lächelte entgegenkommend, beugte sich vor und schlug mit den Fingerspitzen leicht auf Gerhards Schultern. „Hast dich verausgabt, mein Junge, was? Brauchst ein paar hundert Mark, he?"

Gerhard wurden die Hände feucht. Er senkte den Kopf tief herab, und seine Arme hingen ihm schlaff zwischen den Knien herunter. „Ja... also... Papa..."

Graf Oberwall erhob sich. Sein vornehmes Gesicht legte sich in ernste, harte Falten. „Ich nehme doch an, daß es sich nur um Geld handelt . . ."

Auch Gerhard erhob sich. Das veränderte Gesicht des Vaters, sein plötzlich so schroffer Ton weckten ein seltsames Widerstandsgefühl in ihm, wie ein plötzliches Vergnügen daran, ihm die Ungeheuerlichkeit einzugestehen, ihm eine Unannehmlichkeit zu schaffen, ihn plötzlich etwas klein und hilflos vor sich zu sehen, wie er sich selbst klein und hilflos vor ihm gefühlt hatte.

Und er nannte die Summe. Nannte sie mit so lauter Stimme, daß er selbst plötzlich vor dem Klang der Ziffer erschrak.

Graf Oberwall erwiderte: „Fünfzehntausend Mark? Verjeut? Bis zwei Uhr nachs in meinem Klub verjeut?"

Wieder schlossen sich seine Arme sehr nahe an den Oberkörper an, wieder legte sich der Ausdruck des Degouts in seinen Mundwinkeln fest.

„Die Herren werden mir selbstverständlich Revanche geben", sagte Gerhard hastig und schob mit unsicheren Bewegungen Papiermesser und Schere auf der Schreibtischkante hin und her.

„Worauf du Ihnen übermorgen vielleicht deinerseits wieder Revanche geben mußt. . . . Bedaure, mein Lieber. Unser Klub ist kein Spielklub. Und unsere Satzungen gestatten es nicht, Gäste, die sich einer Übertretung schuldig gemacht haben, als Mitglieder aufzunehmen. Die Herren mögen dir heute Revanche geben oder nicht — als Mitglied kommst du nicht mehr in Betracht — und auf den Vorzug, dich nochmals als Gast einzuladen, muß ich leider fortan verzichten. Wenn du spielen willst, mein Lieber — bitte. Es stehen dir genug zweckentsprechende Lokale in Berlin zur Verfügung."

Gerhard war aschfahl geworden. Seine Knie zitterten, er mußte sich am Tisch festhalten. Wie sprach denn der Vater zu ihm? Er war ja doch kein Spieler, er hatte sich ja doch nur ein einziges Mal hinreißen lassen. Einmal nur! Und warum?... Der Vater wußte warum. Ganz genau wußte er es!

„Warum hast du mich mitgeschleppt, Papa? Ich war bei Hörselkamps. Mir war wohl dort. Ich freute mich auf den Abend. Du hast mich nicht dort lassen wollen. Ich war ärgerlich darüber. Das mußt du doch begreifen. Ich war irritiert... Ich hätte noch ganz etwas anderes..."

Mit fast übermenschlicher Anstrengung hielt er sich zurück.

Der elastische hübsche Briefaufschneider mit der Toledaner Klinge lag, zum Klumpen verbogen, in seiner Hand. Die Adern auf seinen bleichen, schmalen Schläfen waren angeschwollen wie blaue Stricke. In dem häßlichen Licht sah sein Gesicht fahl und verzerrt aus.

„Wir wollen doch die Frage Hörselkamp ganz aus dem Spiel lassen", sagte Graf Oberwall kalt und sehr hochmütig. Dann ging er auf seinen Schreibtisch zu und füllte einen Scheck aus mit einer sehr steilen und sehr spitzen Schrift: „Hier."

Er reichte ihm das Papier, ohne ihn anzusehen, mit einem leichten Emporziehen der Brauen und Herabziehen der Mundwinkel.

Gerhard hielt das Blatt zwischen den Fingern, wie wenn er nicht wüßte, was er damit anfangen sollte. Es entglitt ihm, und er mußte sich bücken, um es aufzuheben. Als er sich aufrichtete, sah er, wie der Vater aufmerksam in seinem Buch weiterlas, als wäre er gar nicht mehr im Zimmer.

„Verbindlichsten Dank!" murmelte er und mühte sich, Haltung zu wahren.

„Wie .... was sagst du? .... Ach so .... bitte ... keine Ursache."

Es kam Gerhard vor, als wäre die Stimme des Vaters jetzt genau so tot und kalt wie das Licht in seinem Zimmer. Ein Frostschauer rieselte ihm über den Rücken. Ganz unheimlich kroch ihm die Kälte durch die Kleider in den Körper, blaute seine schmalen Lippen.

Und dann war er in seinem Zimmer. In seinem großen, schönen Zimmer, mit den vielen Büchern und Waffen, den kleinen stumpfen Bronzen und getönten Elfenbeinstatuetten, den Rembrandtradierungen an den Wänden und den alten italienischen Masken. Auch ein farbenfreudiges provenzalisches Arenenbild, das ihm die Mutter vor vielen Jahren geschickt hatte, hing da über dem Ruhebett in seinem grellblauen Rahmen. Eine künstlerische Barbarei, eine Originalität nur, von Dilettantenhand geschaffen, aber so warm und flimmernd, daß, wenn die Sonne mal darauf schien — das Zimmer wie erleuchtet war von dem Farbenglanz dieses Bildes, dessen sonnengetränkte Luft ihm mehr Wärme auszustrahlen schien als die Sonne selbst, die sich an den selten hellen Wintertagen für kurze Augenblicke durch die weißen Spitzen der Vorhänge stahl.

Aber heute war auch das Bild hart und tot wie ein buntbemaltes Stück Blei. Und bleiern lag die kühle, graue Luft auf den aufgeschlagenen Büchern, auf der verschnörkelten Gelehrtenschrift der aufgestapelten Manuskriptblätter, die ihm in kleinen, fratzenhaften Hieroglyphen entgegenstarrte.

Kalt war ihm, bis auf die Knochen kalt. Seine Zähne klapperten aneinander. Alles, was er anfaßte, schien ihm die gleiche nasse Kälte auszuströmen.

Gewiß hatte er sich gestern erkältet. Er erinnerte sich jetzt, wie ungestüm der Wind seinen leichten Abendmantel aufgebläht hatte, als er erhitzt, erregt aus dem Klub auf die Straße hinausgetreten war. Und dann als er von Hörselkamps ging, mit Bruno Tayfen, und langsam im dämmernden Frühlicht über die Pfützen und regenfeuchten Wege des Tiergartens schritt, da hatten sich wieder die kalten Windstöße in seinem Mantel verfangen.

Erschöpft fiel er auf einen braunen Ledersessel, der am großen Ofen stand, neben dem Rauchtisch aus eingelegtem und geschnitztem Holz. Der Ofen war kalt, seitdem die Zentralheizung eingerichtet war. Seine glatten, grünen Kacheln schienen ihm feucht wie das Leder seines Sessels.

Er sprang auf und ging in sein angrenzendes Schlafzimmer. Dort standen die Fenster weit auf, wie es üblich war seit seiner Kindheit. Ueber sein blasses, hageres Gesicht flog ein qualvoll nervöses Zucken. Er läutete. Zwei-, dreimal.

„Heizen!" rief er dem Diener zu. „Heizen! Sie haben wohl den Verstand verloren, daß Sie die Fenster hier auflassen!"

Der Diener machte ein verlegenes Gesicht. Einen Ofen gab es in dem Zimmer nicht, und die Heizung war hier nie in Ordnung gewesen, weil man nie daran gedacht hatte, daß ein Schlafzimmer warm sein sollte.

„Hundekalt ist's in dem ganzen Haus, kein warmer Winkel!"

„Sechzehn Grad wie immer", sagte der Diener mit entschuldigendem Lächeln. „So haben es der Herr Graf ein für allemal festgesetzt."

KAISER WILHELM II.
und die
MARINE

Prachtwerk aus Anlaß des bevorstehenden Regierungs-Jubiläums unseres Kaisers. 258 Seiten mit 10 doppelseitigen farbigen Bildern und 120 Textillustrationen von Prof. Willy Stöwer. Text von Admiralitätsrat Georg Wislicenus.

5 Mark in elegantem Leinenband,
10 Mark Vorzugsausgabe.

Bezug durch alle Buchhandlungen u. die Filialen von August Scherl G.m.b.H.

„So? ... Ja! ... Mein Vater!"

Gerhard konnte sich darauf verlassen, daß es stimmte. Wenn der Vater sechzehn Grad anordnete, dann gab es keinen Grad darüber oder darunter. Wie bei den Bädern, die er als Knabe bekommen hatte: vierundzwanzig Grad Reaumur — nicht einen Strich darüber, nicht einen Strich darunter. Einmal hatte er den Diener bestechen wollen, daß er die Temperatur auf achtundzwanzig erhöhte. Da kam er schön an! Was denn Graf Gerhard meinte! ... Der Herr Papa machte nicht viel Federlesens. Das konnte ihn seine Stellung kosten ... er dächte nicht daran! So ein böser, kleiner Junge, der Graf Gerhard! Pfui! ... So fror er sich denn tapfer durch seine Kindheit durch — im Haus am Kupfergraben und draußen bei Pastor Taysen. Und der Vater schien fast recht zu behalten mit seinem Abhärtungssystem.

Aber dann plötzlich kam wieder ein Tag — so ein Tag wie heute, und die Kälte legte sich ihm wie eine ringelnde Schlange um die Glieder, nahm ihm jede Kraft, machte ihn müde, warf ihn auf das Ruhebett unter das kindische, bunte Bild, schloß ihm die Augen und schüttelte seinen Körper, trotz der dicken, englischen Reisedecke, die er bis unter das Kinn hinaufzog.

Er drehte dem Diener, der respektvoll wartend vor ihm stand, den Rücken, ging ins Arbeitzimmer — zurück an den Schreibtisch.

In vierzehn Tagen mußte er seinen Doktor machen. Das durfte nicht fehlgehen. Seinen Doktor! Irgendeiner hatte gemeint, das wäre doch nur eine „kindische Spielerei". Wozu brauchte er den Doktor? Er — ein Graf Oberwall! Aber ihm war es, als hätte er dadurch etwas vor dem Vater voraus, der so überlegen war, der mit so nachsichtigem Lächeln den Bericht entgegennahm über den Fortgang seiner Studien. Als gäbe ihm dieser Titel, den er nicht mit dem Vater teilte, eine selbständige Stellung im Hause Oberwall, größere, persönliche Rechte, das Recht der Selbstbestimmung vor allem....

Selbstbestimmung! ... Das Wort hatte einen seltsamen Zauber für ihn. Wie ein Schlüssel war es zu aller irdischen Glückseligkeit, von der ihn eine hohe Mauer trennte.

Jenseit dieser Mauer aber stand Lou Hörselkamp und wartete auf ihn.

Diese blonde, feine Lou Hörselkamp mit ihrem zarten, weißgerahmten Gesichtchen und den weichen, warmen Händen, die ihn froh und glücklich machten, wenn sie sich, ob auch noch so kurz, still und vertrauend in die seinen legten.

Er holte sich die Reisedecke vom Ruhebett, setzte sich vor den Schreibtisch, wickelte seine Knie ein, nahm den Federhalter zur Hand.

Von draußen klatschten flache, nasse Schneeflocken an die Scheiben, rieselten herab wie große Tränenbäche, und die weißen Spitzenvorhänge bebten leise von dem kalten Frühlingsturm, der in die Ritzen des alten Hauses blies.

* * *

„Der Schlingel, der Spitzbub ... der Filou!"

Die dunklen Augen der alten Exzellenz blitzten in dem roten Schein des Kaminfeuers auf wie glühende Kohlen, und sie führte ihr großes, mit breiter Spitze gerändertes Taschentuch an den Mund, wie um ein Hüsteln zu unterdrücken. Aber es war nur, um das Lächeln zu verbergen, das immer wieder an ihren dunklen Lippen riß.

Graf Oberwall, in einer elegant geschnittenen Flanelljoppe über den gestreiften Beinkleidern, saß bekümmert, das schwarz geränderte Monokel im Auge, auf dem tiefen Puff, der an den roten Brokatsessel für intime Besucher geschoben war.

„Ja, Mama, es ist einfach unerhört! Es ist die tiefste und schmerzlichste Enttäuschung meines Lebens gewesen. Wie er so vor mir stand — wie ein dummer Junge, mit diesem ganz abscheulichen Bekenntnis. Ich habe sofort Herrn von Roecknitz angerufen. Also kein Zweifel — der Junge hat wie ein Plebejer gespielt, die Points immer erhöht ... einfach unglaublich! Roecknitz streikte schließlich. Es ist doch kein Spielklub. Verluste von drei-, vierhundert Mark sind kaum je erreicht worden. Und nun fünfzehntausend Mark! Bedenke doch!" ...

Die Exzellenz seufzte hörbar auf und legte ihrer Gewohnheit nach den Kopf schief zur Seite. Sie sah äußerst melancholisch aus. Mit ihren brillantenfunkelnden Händen zog sie die Spitzen ihres Taschentuches auseinander: „Du hast recht, mein Sohn. Plebejisch. Zu meiner Zeit gab man das Geld für eine hübsche Frau aus. Wenn ich denke — die kleine Chérie von den Pariser Bouffes. Was war das für ein allerliebster Racker! Was hat sie dich gekostet, Andre?"

Graf Oberwall erhob sich. Der bleiche Ton seines weißgerahmten, vornehmen Gesichts rötete sich leicht. Die gute Mama, die immer über Gedächtnisschwäche klagte — schien doch seine kleinen Jugendsünden nicht vergessen zu haben.

„Es ist schließlich doch ein Unterschied."

Die Exzellenz zuckte die Achseln: „Temperament ist Temperament, mein Lieber. Ein bißchen was von meinem Blut müßt ihr Oberwalls doch abbekommen haben, und Gerhards Mutter wird wohl auch keine sehr kühle Natur sein!"

Mit einer ungewöhnlich heftigen Bewegung wandte Graf Oberwall sich um.

„Ich bitte dich, Mama, laß meine Frau aus dem Spiel — ich bitte dich!"

Niemals war von Gerhards Mutter zwischen ihnen die Rede. Die alte Exzellenz wußte nichts von ihrer Schwiegertochter, als was ihr Sohn, in den ersten Tagen seines Zusammenseins mit ihr, erzählt hatte.

„Nimm an, daß alle Schuld auf meiner Seite liegt, Mama. Sie ist eine weiche, schwache, primitive Natur. Ich hätte sie unglücklich gemacht und sie mich. Darum sind wir auseinandergegangen. Nur darum. Aber nun wollen wir nicht mehr davon sprechen. Über Irrtümer kommt man am besten durch Schweigen hinweg."

Und beide, Mutter und Sohn, hatten geschwiegen.

Die alte Frau wußte nicht, was je in der Seele ihres Sohnes vorging, wußte nicht, wie groß und welcher Art die Vorwürfe waren, die er machen durfte.

Aber sie empfand es mit jedem Jahr als größere Kränkung, daß der Sohn ihr, der alten Mutter, die Tochter vorenthielt. So hüllte sie sich in ihren pelzverbrämten Schal und sah den Sohn boshaft an.

„Ich wundere mich über nichts, Andre, über gar nichts. Er ist ohne Mutter aufgewachsen, ohne weiblichen Einfluß. Mir hat er ja auch nur die Hand küssen dürfen wie einer alten Pagode."

„Er sollte nicht verweichlicht werden, das ist alles. Nicht nachgiebig werden gegen sich selbst — wie ich dies so oft bei den Frauen unseres Hauses gesehen habe."

Wieder riß das boshafte Lächeln an den Lippen der alten Frau: „Merkwürdig, daß ihr euch doch gerade zu diesen Frauen so hingezogen fühlt, ihr Oberwalls!"

Sehr interessant betrachtete Graf Andre die alte Sevresgarnitur auf dem Kaminsims, rückte an dem seidenen Fächer, der türkisbesetzten Bonbonniere, die immer angefüllt war mit veilchenduftenden Lakritzen.

„Mag sein, daß wir nie richtig beraten waren. Unsere Väter starben jung — wir waren Herren unserer Entschließungen. Das taugt nicht immer. Darum ist es gut, daß das Schicksal diesmal eine Ausnahme bei uns macht. Gut, daß ich noch da bin, um Dummheiten zu verhüten."

„So ... so ... Dummheiten?"

Alles an der alten Frau geriet in Bewegung. Ihre Nasenflügel bebten, als zöge plötzlich ein frischer Luftzug in ihr hermetisch verschlossenes Zimmer. Sie witterte Leben, heißes, lebendiges Leben.

„Mendel, nehmen Sie mir den Schal ab — es ist zu warm. Und dann, Mendel, gehen Sie in mein Schlafzimmer — holen Sie meine Filethandschuhe."

Das war das Zeichen für die Mendel, nicht eher wiederzukommen, als bis die Exzellenz auf den elektrischen Knopf drückte, um zu fragen: „Wo bleiben die Handschuhe, Mendel?"

Worauf die Mendel unweigerlich und mit ernstem Gesicht zu antworten pflegte: „Ich konnte sie noch nicht finden, Exzellenz."

„Dann lassen Sie, Mendel, und bleiben Sie nicht so lange weg."

Exzellenz schien dann immer sehr unwirsch. Aber die Mendel wußte ganz genau: Filethandschuhe gab es im ganzen Haus nicht, und wenn man das Unterste nach oberst gekehrt hätte. Die Exzellenz wußte es übrigens auch.

Nachdem die Mendel im Schlafzimmer verschwunden war, winkte die alte Frau ihren Sohn zu sich heran: „Vor mir brauchst du keine Geheimnisse zu haben. Ist was los mit Gerhard? Hat er sich verliebt — ja?"

Liebesgeschichten waren doch das interessanteste. Graf Oberwall stand daher steif, sehr undurchdringlich vor seiner Mutter.

„Ob er sich verliebt hat, das weiß ich nicht. Geht mich auch gar nichts an. Jedenfalls käme die junge Dame nicht in Betracht."

„Wer ... wer denn?"

Das hellgraue, starre Atlaskleid raschelte im Fauteuil, bauschte sich erwartungsvoll um die breite Gestalt.

„Es handelt sich um Fräulein Hörselkamp."

„So ... so, die kleine Lou Hörselkamp, die Stieftochter der Fürstin Sukewitsch. Du, Andre, die Sukewitschs sind guter polnischer Adel — durch den Großfürsten Konstantin entfernt verschwägert mit dem russischen Kaiserhaus."

Die alte Exzellenz war ganz orientiert, zählte die gesamte Verwandtschaft der Sukewitschs auf.

Graf Oberwall trommelte mit den Fingern ungeduldig auf dem ovalen Lacktisch herum, der der Exzellenz zu ihren einsamen Mahlzeiten herangeschoben zu werden pflegte.

„Das mag alles sein, Mama. Aber es handelt sich nicht um eine Sukewitsch, sondern um ein Fräulein Hörselkamp, ein junges Mädchen, das ihrem Vater Modell steht, um ein junges Mädchen, dessen Reize jedem gehören, der eine Statuette von Hörselkamp erwirbt, verstehst du?"

„Ach, was du sagst, was du sagst, Andre! Hätte ich nie geglaubt! So hübsch ist die Kleine? Muß sie mir daraufhin mal ansehen!"

Graf Oberwall fühlte, wie sich eine leichte Gereiztheit seiner bemächtigte. Die gute Mama war, scheint es, nicht mehr ganz ihrer Sinne mächtig. Das war doch alles kein Standpunkt, das war doch ...

„Jedenfalls habe ich Gerhard gebeten, seine Besuche im Hörselkampschen Haus einzuschränken, den Verkehr einschlafen zu lassen."

„So ... das hast du ..."

Die Stimme der alten Dame kippte um. Etwas Bellendes lag in ihrem Ton, als sie fragte: „Und Gerhard?"

„Ich hoffe, er hat begriffen. Übrigens wenn man wie ein dummer Junge fünfzehntausend Mark in einer Nacht verspielt, dann hat man sich eine Weile des Rechtes begeben, eigenen Willen zu äußern."

Sie erkannte den harten Stimmklang, wunderte sich, daß sie beide doch jahrzehntelang friedlich nebeneinander gelebt hatten ohne Reibung, ohne Konflikt, höflich und scheinbar rücksichtsvoll.

Ganz schmal preßten sich ihre dunklen Lippen an die bläulichweißen Zähne.

„Dann ist's ja gut."

Sie mochte nicht mehr sprechen darüber. Ihr war die Sukewitsch egal und die kleine Lou Hörselkamp. Aber dem Enkel hatte sie gewünscht, was sie an dem Sohn vermißte: das heiße, leidenschaftliche Blut.

Als sie wieder allein war, schellte sie der Mendel.

„Feuer nachlegen; man erfriert ja. Sie haben gewiß im Schlafzimmer wieder das Fenster aufgerissen, Mendel. Das können Sie ja nicht lassen."

„Die Fenster sind zu", sagte die Mendel gleichmütig.

„Na, dann ist es von meinem Sohn. Wenn er kommt, friert die Luft."

Die Mendel lehnte an der Wand, kerzengerade, ohne eine Miene zu verziehen. Sie konnte stundenlang so stehen, wenn die Exzellenz „brummte". In der ersten Zeit hatte sie versucht, sich im Zimmer zu schaffen zu machen. Da hatte die alte Frau ihr ein Papiermesser, das sie gerade bei der Hand hatte, an den Kopf geworfen.

„Zu wem spreche ich, Mendel? Werden Sie zuhören oder nicht, wenn ich etwas sage?"

„Ich habe zugehört, Exzellenz."

„So ... Na also, was habe ich gesagt ... Wiederholen Sie, was habe ich gesagt? Aha ... keinen blauen Dunst haben Sie. Ich wußte es ja. Also dorthin stellen Sie sich ... dort an die Wand. Ein bißchen stehen werden Sie doch noch können ... oder ist Ihnen das zu viel? Vielleicht verlangen Sie Lohnerhöhung, Mendel ... was?"

Seitdem stand die Mendel wie auf Posten.

Die Exzellenz sagte ihr alles. Es war wie ein Denken. Nur selbst äußern durfte sich die Mendel nicht eher, bis sie gefragt wurde. Ganz ausdruckslos mußte ihr Gesicht sein, da die Exzellenz ihr sagte: „Mein Sohn ist ein Frosch, Mendel. Und mein Enkel ist ein Huhn, das in einen Ententeich gefallen ist. Wenn nicht jemand es an den Flügeln packt und herauszieht, ersäuft es. Und vor dem Frosch hat es Angst. — Na also, reden Sie ..."

„Wie man's nimmt, Exzellenz." . . .

„Schaf."

Ärgerlich blitzte die Exzellenz ihre Getreue mit den Augen an.

„Natürlich, wie man's nimmt. Sie antworten wie ein fünfjähriges Kind. Nicht ein bißchen Grütze im Hirn. Wie man's nimmt. Na also, wie nehmen Sie's denn?"

„Ja, Exzellenz, das ist nu mal so im Leben, da kann man nichts machen."

Dieser lange Satz war allemal der Mendel Weisheit Anfang und Ende. Früher hatte sie sich oft die Zunge verbrannt mit Erwägungen und persönlichen Ansichten. Nun hatte sie sich endgültig abgewöhnt, „Ansichten" zu haben.

Die Exzellenz sah ein, daß sie nichts aus ihr herausholen würde? „Wie ist das Wetter draußen?"

„Schnee und Regen, Exzellenz."

„Dann wird wohl niemand kommen, Mendel, he?"

„Wer kann wissen, Exzellenz." . . .

Die alte Frau rollte sich wieder in ihren Schal ein wie eine frierende Katze. Mißmutig verfolgte sie mit den Augen die Vorbereitungen zu ihrer einsamen Mahlzeit. Abscheulich war das, immer so allein zu speisen, sich von dem Haushofmeister die Platten reichen, von der Mendel den Fingerhut Burgunder einschenken zu lassen. Und wenn das Obst dran kam, war es besonders ungemütlich. Die herrliche Ducheſſebirne in den knochigen Händen der Mendel war kein Anblick für ihre verwöhnten Augen.

Überhaupt — das Familienleben im Haus! Der Sohn speiste für sich — und der Enkel auch. Graf Oberwall war auf seine „Diät" angewiesen. Ein leichtes Magenleiden, das er von seinem Aufenthalt im Orient mitgebracht hatte, zwang ihn zu äußerster Mäßigkeit, die ihm übrigens nicht unangenehm war.

Auch er ließ sich ein kleines Tischchen heranrücken, meist in die Nähe des Schreibtisches oder Lesepultes. Bei aller Mäßigkeit war er ein Feinschmecker, stöberte selbst mal irgendein verschollenes Rezept aus dem Brillat-Savarin auf — wehte sich mit der Hand den Duft des neuen Gerichtes zu, an dem er oft nur kostete, um es dann, bei einem der kleinen Diners, die er seinen Bekannten gab, dem Menü einzuverleiben.

Manchmal schickte er so ein Probegericht in der silbernen, verdeckten und mit einer auswattierten Decke umhüllten Terrine zur Mutter hinauf.

„Herr Graf lassen fragen, wie es Exzellenz mundet" —

Die alte Exzellenz war nicht unempfindlich für solche Aufmerksamkeiten. Aber sie waren selten.

„Mendel . . . wie lange ist es her, daß mein Sohn mir etwas zur Tafel geschickt hat?"

Der Mendel dachte nach: „Drei Wochen werden es her sein, Exzellenz."

Die alte Frau trommelte mit den Fingerspitzen auf der goldenen Lehne ihres Sessels: „So, Mendel, Sie meinen . . . vor drei Wochen?"

Die Mendel stellte jetzt die Majolikaschale mit dem Goldlack auf den Tisch und schob zwei Scheiben englisch Brot unter die damassierte Serviette.

Das rosige Licht der verhängten Lampe spiegelte sich in dem schweren Silber der Bestecke, in der gravierten Fläche des silbernen Réchauds.

„Gehen Sie mal zu meinem Enkel herunter, Mendel, ob er nicht mit mir speisen möchte."

Der Mendel fiel beinah das Bakkaratglas aus der Hand.

„Graf Gerhard soll" . . .

„Ja . . . ich warte. Und wenn er kommt, dann legen Sie noch ein Gedeck auf, verstanden? Was gibt's denn heute zu Tisch?"

Die Mendel überreichte ihr das Menü, das täglich neben ihrem Teller lag. Es war in französischer Sprache gehalten, ebenso wie das vom Grafen Oberwall, der, als ein neuer „moderner" Koch, das erstemal seine „Speisenfolge" mit den Worten: „Durchgestrichene Geflügelsuppe" begonnen, statt Potage à la reine — den Teller von sich geschoben und erklärt hatte: „nichts mehr genießen zu können."

Die Exzellenz nickte zufrieden.

„Also gehen Sie, Mendel." . . .

Den Kleinen mußte sie sich heute genauer ansehen. Die fünfzehntausend Mark machten ihr zu viel Spaß. Und der Flirt mit der kleinen Hörselkamp. . . .

Endlich kam doch wieder ein bißchen Romantik ins Haus! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Heimat.

Das ist die alte Stadt, darin
All meine Träume heimisch sind:
Durch enge Straßen treibt so leis
Ein lieber sanfter Sommerwind,
Von steilen bunten Giebeln sieht
Vergangenheit dem Leben zu,
Und vor den grauen Kirchen gehn
Die Brunnen kühl und ohne Ruh.
Aus grün verwachsnen Gärten steigt
Vogelgesang und Rosenduft,
Und Rosen blühn auch Jahr für Jahr
Dort vor dem Tor an deiner Gruft ...

Das ist die alte Stadt, darin
All meine Träume heimisch sind,
Und immer wieder finde ich
Nach Haus wie ein verirrtes Kind,
Und immer lehne ich verzagt
Am Gartentor und warte still
Auf einen längst verschollnen Schritt,
Und ob mir niemand öffnen will.

Ina Seidel.

Der Gutsherr auf Kadinen.

Von Rudolf Meiselbach. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Wer kümmerte sich früher um das 20 Kilometer nördlich von Elbing gelegene Rittergut Kadinen! Wer kannte es überhaupt oder trug Verlangen, es kennen zu lernen! Das wurde mit einem Schlag anders, als der Kaiser im Herbst des Jahres 1898 das Gut käuflich erwarb. Fürst Dohna hatte dem Kaiser den Ankauf Kadinens in der Absicht empfohlen, dem Monarchen seine Westpreußen persönlich näherzubringen.

Der Fürst hätte kaum eine bessere Wahl treffen können. Die Natur hat es gut gemeint mit Kadinen; sie hat dort ein köstliches Landschaftsbild hervorgezaubert. Die Vereinigung von Berg und Tal, Wald und Feld, Haff und See wirken außerordentlich stimmungsvoll. Kadinen ist kein

Die Schule in Kadinen.

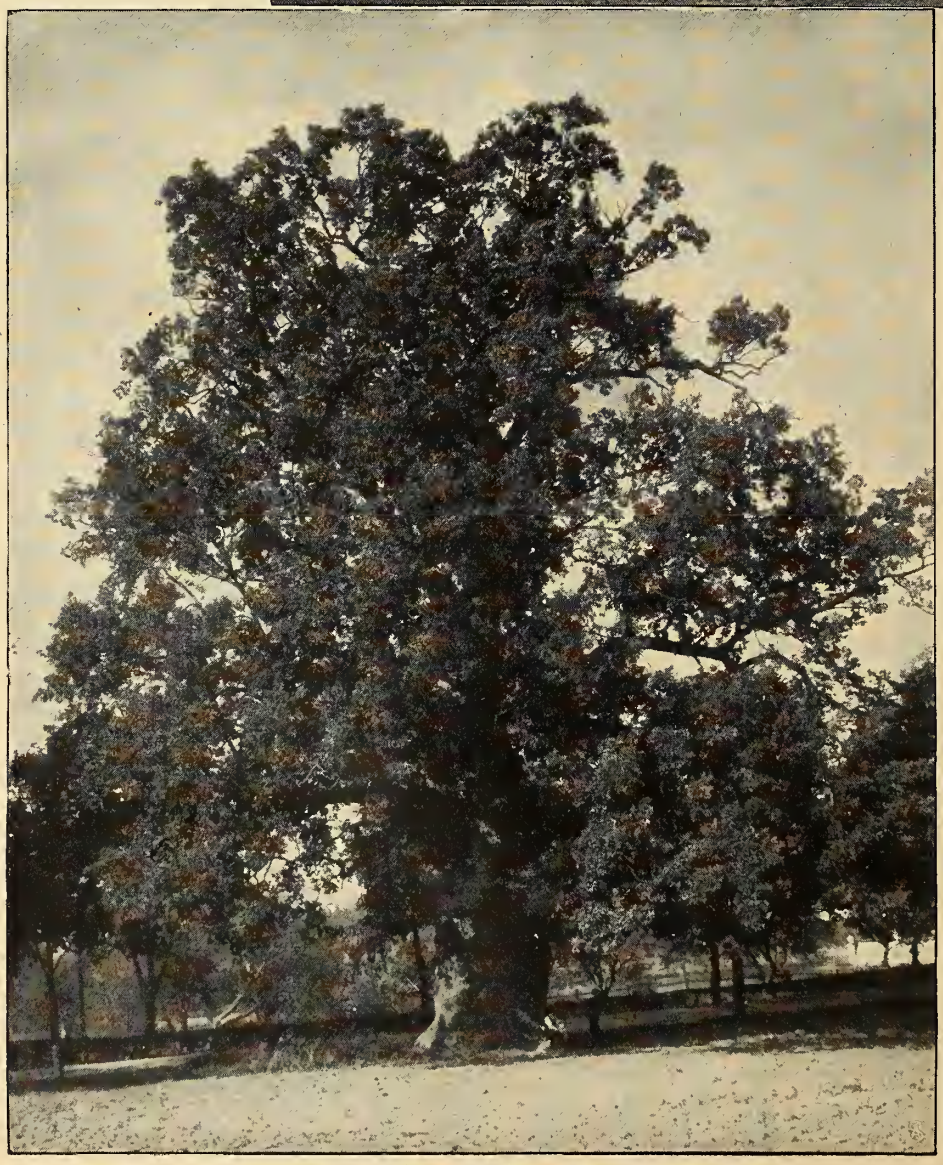
Die Klosterruine.

Ertragsgut, aus dem große Schätze zu holen, sondern sein hauptsächlicher Vorzug ist in seiner wundervollen Gestaltung und Lage zu suchen. — Die alten Pruzzen, wie die Preußen

Das Schloß in Kadinen.

ehedem benannt waren, hatten bereits ein Auge für die Schönheiten Kadinens und sein stark zerklüftetes, schluchtenreiches Waldgelände, in dem viel jagdbar Getier hauste. Die Großtochter Kadina des Pruzzenfürsten Waidewut war es nach der Sage, die Kadinen den Namen gab. Als dann der deutsche Ritterorden ins Land kam, verlegte er ein Kammeramt und einen Richthof nach Kadinen, während die den Orden ablösende Polenherrschaft in der

Die Schmiede.



Die uralte Eiche.

Errichtung eines Franziskanerklosters zum Ausdruck gelangte (1684), von dem heute nur noch wenige Ueberreste in Kadinen vorhanden sind (Abb. S. 1007). Eine uralte Eiche, die am Eingang des Kadiner Gutshofes steht (Abb. nebenst.), erzählt von einer mehr als tausendjährigen Besiedlung jener Gegend.

Der Kaiser gewann eine große Vorliebe für Kadinen, so daß es zu einem Familiengut in des Wortes bester Bedeutung wurde. Hier in der Weltabgeschiedenheit können sich die kaiserlichen Herrschaften ganz zwanglos geben, eine Vergünstigung, von der die kaiserlichen Kinder ausgiebigsten Gebrauch machten. Die ganze Dorfjugend kannten sie bei Namen; in zahlreichen Wettläufen maßen sie ihre Kräfte und ihre Ausdauer mit den jungen Dörflern, und beim alljährlichen Kinderfest schenkte die Kaiserin der Dorfjugend selbst den Kaffee ein.

Der Kaiser baute Kadinen neu aus, gestaltete den Wirtschaftsbetrieb zeitgemäß, wandte der Viehzucht sein Interesse zu, wobei er u. a. Kreuzungen mit Zebubullen vornahm, sorgte für Be- und Entwässerungen, für Eindei-

Die Lindenallee.

chung der Haffwiesen, für Anlage einer Wasserleitung und ersetzte die Oellampe durch Elektrizität. Die Kadiner Gutsleute wohnen heute in schmucken Landhäusern, denen auch der saubere Vorgarten nicht fehlt. Das Schulhaus (Abb. S. 1007) ließ der Kaiser im Ordenstil erbauen, und bei der Post kam ebenfalls die Bauweise des deutschen Ritterordens zur Anwendung.

Es macht dem Kaiser besonders Vergnügen, sich in Kadinen als praktischer Landwirt zu betätigen, der selbst in die Ställe geht, die Wirtschaft kontrolliert und Anregungen zur Ausgestaltung des Betriebes gibt.

Mit seinem in letzter Zeit viel genannten Vorwerk Rehberg ist Kadinen 2162 Hektar groß, wovon 790 Hektar auf Wald entfallen, dem sich große staatliche und auch private Waldungen anreihen.

Mindestens einmal im Jahr erscheint der Kaiser in Kadinen, in der Regel nach dem Herbstmanöver, manchmal aber auch noch im Frühjahr zur Erledigung der laufenden Gutsgeschäfte und zur Erholung und Stärkung des Körpers und Geistes. Dann tritt er

Auf dem Wege zur Kadiner Kapelle.

Arbeitshäuser mit dahinter liegendem Wirtschaftsgebäude.

mit Fabrikanten, die ihm die neusten landwirtschaftlichen Maschinen vorführen, in Beziehung, läßt sich von hervorragenden land- und forstwirtschaftlichen Sachverständigen beraten und macht Ausflüge in die Umgegend.

Im Jahr 1903 begann der kaiserliche Gutsherr sich mit der Frage einer besseren Verwertung der in den Haffufererhebungen aufgehäuften Tonschätze zu beschäftigen. Ging doch über die Ziegelfabrikation die heimische Tonindustrie nicht hinaus. Nur in dem Kadiner Nachbarstädtchen Tolkemit wurden Topfwaren für den Haus- und Küchenbedarf hergestellt, aber in einer schon vor Jahrhunderten üblichen Weise, die zur Folge hatte, daß dieser Tolkemiter Industriezweig den Wettbewerb nicht mehr auszuhalten vermochte, sondern mehr und mehr zurückging. Diese Wahrnehmung, die ihm bei seinem Interesse für die Kadiner Umgebung nicht entgehen konnte, veranlaßte den Kaiser zur Entsendung einiger Tolkemiter Töpfer zum Besuch der Bunzlauer Fachschule, mit der Verpflichtung, die dort erworbenen Kenntnisse später in Tolkemit zu verwerten.

Damit gab sich aber der Kadiner Gutsherr nicht zufrieden; er strebte die künstlerische Tonverarbeitung an und dachte sogar an Porzellanerzeugung. Wenn nun auch durch die Sachverständigen der Kgl. Porzellanmanufaktur in Berlin dem Streben des Kaisers gewisse Grenzen gezogen wurden, weil das Kadiner

Die Orangerie.

Rohmaterial ein kalkhaltiger Niederungston ist, so zeigte sich doch, daß der Ton zur Anfertigung von Terrakotten und Majoliken sich gut verwenden läßt. Unter den Künstlern von Ruf, die mit der Herstellung von Modellen beauftragt wurden, befanden sich die Professoren von Uechtritz, Götz, Manzel, Begas, Janensch, Baumbach und der Bildhauer Splith. Kein neues Modell durfte die Kadiner Werkstätten verlassen ohne ausdrückliche kaiserliche Genehmigung. So kam es, daß viele Terrakotten und Majoliken verworfen werden mußten, bevor die Abgüsse den kaiserlichen Beifall fanden und den Weg ins Publikum antreten durften.

Altdeutsche Trinkgefäße in Tierform.

Von Franz Genthe. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Ueber das Trinken, über Trinkgebräuche, Zechordnungen und Aehnliches besitzen wir in Deutschland eine umfangreiche Literatur. Der Trunk galt als eine nationale Eigentümlichkeit der Deutschen, und absichtlich wurde — und wird auch noch heute — in allen Nachbarländern der Glaube an dieses Erblaster der Deutschen genährt. Bei der Trinklust unserer Vorfahren, die alten Herren haben's wirklich etwas stark getrieben, war nichts natürlicher, als daß die Trinkgefäße die ersten Gegenstände waren, in denen sie ihre Kunstfertigkeit und Prachtliebe zu zeigen suchten. Kostbare Becher bildeten lange Zeit neben schönen Waffen und Kleidern die hauptsächlichsten Luxusgegenstände auf deutschen Burgen, auf Ratstuben ebensogut wie im Heim des einfachen Bürgers.

Muscheln und Hörner, mit Silber eingefaßte Stierhörner waren die ersten Trinkgefäße der Deutschen; an die mit Gold gefütterten Schädel erschlagener Feinde, an die „Schalen", mag ich trotz Livius und Paulus Diakonus nicht recht glauben. Später traten an die

Krähender Hahn. Nürnberger Arbeit. Von Hans Petzold. 1599. Höhe 27 cm. Bes.: Freiherrlich von Kressische Gesamtfamilie in Nürnberg.

Stelle der Muscheln, Schädel und Hörner rohgeformte Becher aus Zinn und aus Ahorn und andern Hölzern; im Lauf der Zeit wurden diese Trinkgefäße zierlicher gearbeitet und mit Silber eingefaßt. Die Trinkschale des heiligen Lutwinus zu Mettlach, eine auf Vogelklauen ruhende Halbkugel aus tiefdunklem Holz, ist

Hofphot. B. Münch, Gotha.

Hirsch mit Korallengeweih. Von 1592. Bes.: Herzogliches Kunstkabinett zu Gotha.

vielleicht vor 1000 und mehr Jahren angefertigt worden. Solche Holzbecher waren noch im 16. Jahrhundert und später im Gebrauch. Mit dem steigenden Wohlstand der Nation wurde der einfache schmucklose Becher durch goldene, silberne und kristallene Trinkgeschirre in den verschiedensten und oft den bizarrsten Formen ersetzt. Der Deutsche hielt eben sein Trinkgeschirr für einen sehr wichtigen Bestandteil seines Hausgeräts; er fand Vergnügen daran, die eigene Trinkstube, die Rat- und Innungstuben mit schönen Bechern zu schmücken, dem

Aufrecht stehender Löwe.
Hamburger Marke. Ende 17. Jahrh.
Bes.: J. Pierpont Morgan.

dete sich das Trinken zu einer Art von ritterlicher Kunst heraus, und in dieser Periode, in diesen Zeiten erstanden uns jene Goldschmiedemeister, die man „Fürsten in ihrer Kunst" nennen darf, erstanden jene Schätze in den ernstesten und feierlichsten, scherzhaftesten und übertollsten Formen, die heute das Entzücken der Sammler erregen und nur durch Schecks bezahlt werden können; denn soviel erforderliches Kleingeld pflegt selbst der Milliardär nicht in der Brieftasche mit sich zu führen. So schrecklich es für mich als Abstinenzler ist — ich muß der Wahrheit die Ehre geben, ohne eine gewisse Trunkfreudigkeit wäre jener Höhepunkt in der Herstellung von silbernen und goldenen Trinkgefäßen, um die uns die ganze Welt beneidet, nie erreicht worden. Und es ist eine höchst wunderbare und oft tolle Gesellschaft, die uns in den Trinkgefäßen unserer Sammlungen entgegentritt, der wir oft sogar die „hohe" Bestimmung nicht anzusehen vermögen. Kein Hohlgefäß im Hausrat, das nicht zur Becherform umgemodelt wurde; jedes erdenkliche Gerät fürs Haus, Handwerk, Jagd und Krieg findet sich hier zusammen. Und wiederum muß ich notgedrungen eine Lanze einlegen für Trunk und Trunkfreudigkeit unserer Vorfahren. Wie kommt es, daß sich nur bei den Deutschen, zu denen ich Niederländer und Schweizer rechne, die Gestaltungskraft bei Herstellung der Trinkgefäße so außergewöhnlich lebhaft bewiesen hat, die bei den Franzosen sehr wenig

Gast den „Willkomm" zu reichen, Paten- und Hochzeitsbecher zu schenken, hohen Herrschaften Gehorsam und Ehrfurcht durch Prachtbecher zu bezeigen. Es ist begreiflich, daß bei der allgemeinen Geltung, die das Trinken einst fand, auch die jeweilige Kunst sich nicht teilnahmlos verhalten konnte. Gerade in jenen Zeiten und in jenen Perioden, die uns in ihren künstlerischen Erzeugnissen besonders nahestehen, im 16., 17. und 18. Jahrhundert, bil-

Kauz. Basler Arbeit. 1590.
Höhe 20 cm. Bes.: Alfons Kern, Basel.

Springendes Pferd. Stempel: Griechisches Kreuz u. Stern.
7. Jahrhundert. Höhe 26 cm. Bes.: J. & E. Jeidels, Frankfurt a. M.

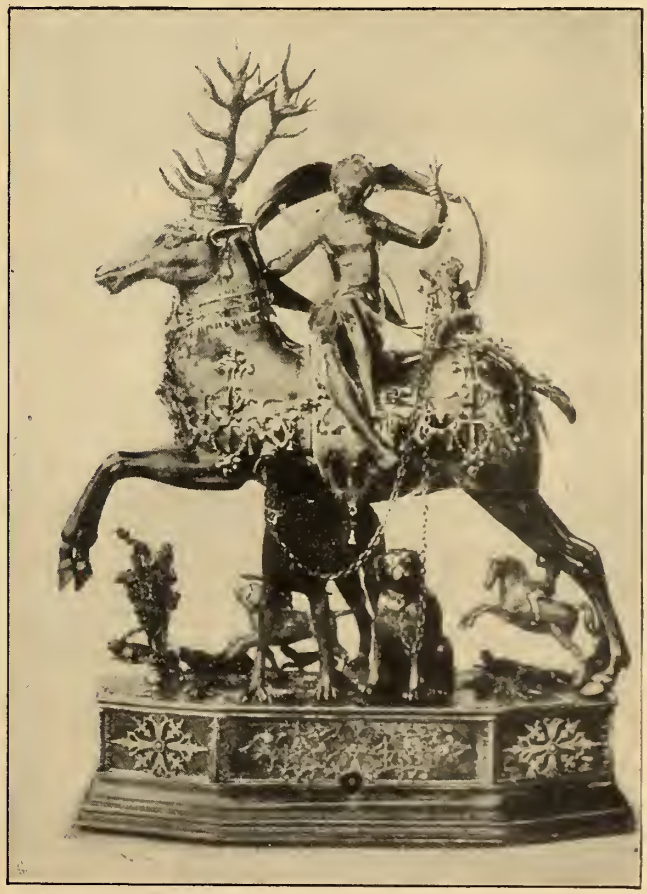
hervorgetreten, bei den „nüchternen" (südlicheren) Völkern überhaupt nicht nachweisbar ist. Mir scheint, mein abstinenzlerisches Herz blutet, bei den alten deutschen Goldschmiedemeistern hat Trunk und Trunkfreudigkeit und Gestaltungskraft in einer sehr wohltuenden Wechselwirkung gestanden.

Unter den tausend verschiedenen Formen der Trinkgefäße nimmt die Gruppe der Tiertrinkgefäße eine besondere Stellung ein. Silber, Bergkristall und seltsame Naturprodukte, wie Straußeneier, Kokosnüsse und die Nautilusmuschel, gaben den Stoff zur Herstellung dieser Trinkgefäße. Die meisten der vorhandenen

Vogel Rokh. Jaspispokal von Dinglinger † 1731.
Dresdner Arbeit. Höhe 30,5 cm. Bes.: Grünes Gewölbe, Dresden.

Aufrecht schreitender Greif. Augsburger Arbeit um 1700.
Höhe 45 cm. Bes.: Weberzunft in Basel.

Steigender Hirsch. Augsburger Arbeit.
Höhe 34 cm. Bes.: A. S. Drey, München.



Silbernes Trinkspiel: Diana auf einem Hirsch reitend.
Augsburger Arbeit um 1600. Höhe 34 cm. Bes.: Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

Ziegenbock. Nürnberger Arbeit. Anfang 17. Jahrhundert.
Höhe 10 cm. Bes.: J. & C. Jeidels, Frankfurt a. M.

Becher von Edelmetall sind in Silber gefertigt, sodann aber vergoldet, des Glanzes und der Sauberkeit halber. Unter den mir bekannten fast 400 Bechern aus Edelmetall befindet sich meines Wissens nur ein einziger aus Gold gefertigter. Der Bergkristall ist meistens in der Gestalt eines Tieres, gewöhnlich eines Fabelwesens, verarbeitet worden, indem die Phantasie den vorhandenen Umrißlinien des Rohstoffes folgte. Aus Silber, dem am leichtesten zu verarbeitenden Stoff, sind alle möglichen Tiere mit wenigen Ausnahmen hergestellt worden, während für Straußeneier und Kokosnüsse nur solche Kreaturen in Frage kommen, deren Rumpf durch diese beiden Naturprodukte bequem ersetzt werden kann, während Beine, Hals, Schweif und Flügel in Silberarbeit hinzugefügt wurden, wie Strauß, Eule und Huhn.

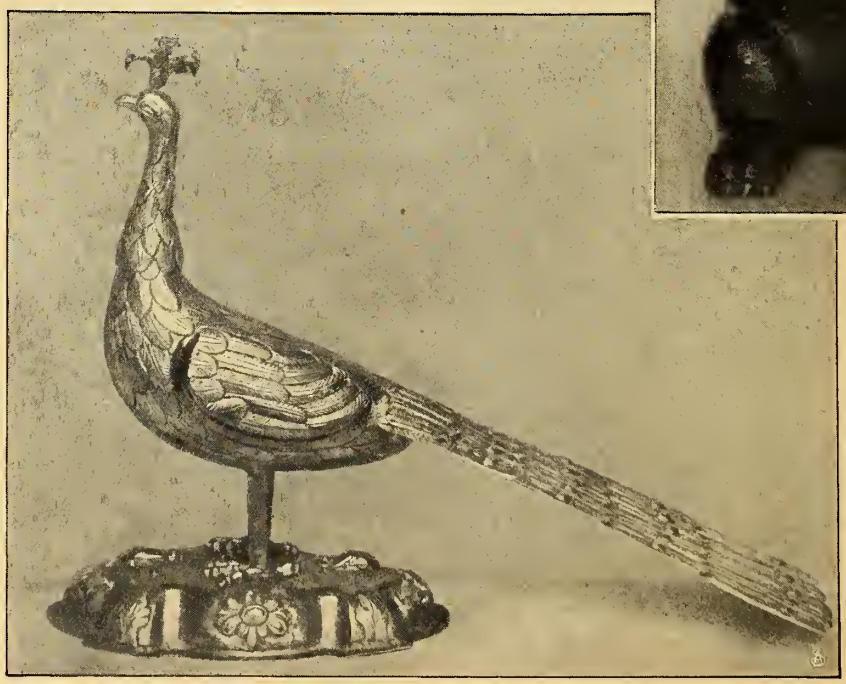
Den ersten Anlaß zur Gestaltung der Tiertrinkgefäße haben vermutlich Wappentiere gegeben. Am meisten hat die Jagd auf die Gestaltung dieser Becher eingewirkt.

Aus meinem Zettelkatalog ersehe ich, daß der Hirsch das unbestritten am meisten von den Goldschmiedemeistern gewählte Tier gewesen ist. Elch, Damhirsch fehlen gänzlich; das Reh ist nur einmal vertreten, größeres Raubzeug kommt wenig vor, mit Ausnahme des Bären, der teilweise als komische Figur aufgefaßt wurde. Unter dem Federvieh ist das Huhn zahlreich vorhanden; der Hahn der Kreß von Kressenstein in Nürnberg ist einer der schönsten Tierbecher. Unter dem gefiederten Raubzeug nimmt der Adler die erste Stelle ein. Eine Gruppe für sich bilden die Trinkgefäße in Gestalt der Nachtraubvögel. Der Uhu, die Eule, der Kauz, diese Nachtvögel mit ihrem weichen, lautlosen Flug, mit ihren großen, weitgeöffneten klugen Augen, haben es scheinbar den alten Goldschmiedemeistern besonders angetan. Wenn einzelne Tiere, besonders der Hirsch, den Beschauer eigen anmuten, so ist dies auf Rechnung der damaligen Geschmacksrichtung zu setzen.

Das Goldschmiedegewerbe war seinerzeit in Deutschland überall verbreitet. Nürnberg und Augsburg nahmen die erste Stelle ein. Vom Vater auf den Sohn ging die alte Kunstfertigkeit über. Ganz Deutschland, alle Nachbarreiche waren überschwemmt von den herrlichsten Erzeugnissen deutschen Kunstfleißes. Unzählige Becher aus Edelmetall gingen im Lauf der Jahrhunderte verloren. Aber das, was erhalten geblieben ist, wird pietätvoll in Sammlungen festgehalten, wenn nicht die amerikanische Gefahr mit unwiderstehlichen Schecks heranrückt. Und Summen von enormer Höhe werden anstandslos gezahlt, wenn irgendwelche hervorragenden Stücke gelegentlich frei werden.

Sehr viel hat das Lebenswerk eines Gelehrten, des Geheimen Hofrats Professor Marc. Rosenberg, „Der Goldschmiede Merkzeichen" zur Wertsteigerung der Erzeugnisse der Goldschmiedekunst beigetragen; er gab uns die Möglichkeit, aus Beschau- und Meisterzeichen Alter und Ursprung der einzelnen Gegenstände festzustellen, die Spreu vom Weizen zu sondern.

Bär.
1467 dem Rat von Berlin geschenkt.
Die Pistole später hinzugefügt. — Bes.: Märkisches Museum, Berlin.



Pfau. Nürnberger Arbeit. Ende 17. Jahrhundert.
Höhe 21 cm. Bes.: J. & C. Jeidels, Frankfurt a. M.

Den Fälschern ist ihr früher so schwungvoller Handel zwar etwas eingeschränkt worden, aber es wird immer noch genug gefälscht.

Kaum eins unserer Zier- und Hausgeräte ist so interessant wie diese eigenartigen Trinkgefäße aus alter Zeit

Ebbe Wulfs Jung.

Skizze von Hans Friedrich Blunck.

Thies Möller, der Wattenarbeiter, packte langsam Draht und Axt zusammen, hing die dicken, gelbgeschälten Pfähle, die er von der Arbeit übrigbehalten hatte, über die Schultern und sah noch einmal prüfend über die ausgebesserten Buhnen, die in dunklen Streifen weit über den graubraunen Schlick liefen. Dann holte er bedächtig seine kurze Pfeife aus der Rocktasche, stopfte sie, riß ein Streichholz an und sah einen Augenblick aufmerksam in die hell aufflackernde Flamme in seiner hohlen Hand. Als die Pfeife brannte, wandte er sich und stapfte mit schweren Schritten durchs Watt dem Deich zu, der fern wie eine lange dunkle Welle vor dem Land lag.

Vom Meer, das in grauen Strichen fern unter der Kimmung lauerte, wehten durstige Frühlingsböen, herb noch, doch lenzfroh und jung wie flügge Möwen.

Thies Möller fühlte den seltsamen Wind, der so warm um seine Stirn strich, und leise fühlte er sein Blut, das in schweren Strömen aufstieg und in den Schläfen pochte und hämmerte. Und Thies Möller sann und wunderte sich über die Möwen, die wild und gell über den Watten kreisten, als könnten sie nicht ruhen vor dem neuen Lenz und wunderten sich über den Wind und seine Unruhe.

Er hob den Kopf und starrte hoch in den Himmel, als suchte er den seltsamen Geist, der ihn erfüllte, und müßte ihn sehen und greifen können; aber da fuhren nur weiße Wolken unter grauen Fängen. Die waren wie spielende Kinder, und der West pfiff sein Tanzlied dazu. Da warf der Mann die Pfähle von der Schulter, blieb stehen und reckte sich auf, als wollte er dem Wind drohen. Aber der spottete nur, warf losen Sand und Seemoos über seine Füße und griff ihm durch die Haare, bis Thies Möller nachdenklich den Kopf schüttelte und gebückt über die graue Einöde schaute.

Ein einsamer, versonnener Mann war der Arbeiter. Einsam wie sein Werk mitten in der braunen, unendlichen Weite. Ein paar Fischerfrauen, die mit ihren hohen Kiepen morgens am Priel entlangwanderten, und die Wasser, die täglich stiegen und fielen, waren seine einzigen Nachbarn geblieben. Still und in sich gekehrt und doch voll heimlichem Staunen und Sehnen lebte er dahin, grübelte er über das weite Watt, seine Brandung und seine Unendlichkeit. —

Thies Möller schrak auf. Vom Priel war ein helles Lachen zu ihm herübergedrungen. Scheu blickte er sich um und sah Ebbe Wulfs Jung und hinter ihm Fritz Lassen, die mutterseelenallein nach Brunskoog liefen.

Er drohte ihnen: „Wo wullt hin?"

„To Hus!" lachte Hans Wulf und sprang wie ein Wiesel mit nackten Füßen durch Pfützen und Rinnen, daß der Größere Mühe hatte zu folgen.

„Paß op, Hans, de Tide (Flut) kümmt!" rief der Arbeiter warnend, aber der Junge war längst vorbei und wirbelte im Laufen mit beiden Armen durch die Luft, als spiele er mit dem Wind.

Da packte Thies Möller sein Arbeitzeug und stapfte in schweren Stiefeln weiter durch Schlick und Sand, warf den Kopf hoch, als wollte er etwas abschütteln, und fühlte doch, wie sich seine Sinne langsam mit friedloser Unrast erfüllten.

Ebbe Wulfs Jung! Thies Möllers Gedanken flogen zehn Jahre zurück, damals, als er als Bursch zu den Soldaten sollte. Zwanzig Jahre mag er gewesen sein, und Ebbe Wulf war achtzehn. Und Thies Möller und Ebbe Wulf waren ausgemacht im Dorf bei den Leuten, und jeder dachte, daß es ein schwerer Abschied würde. Aber die Leute hatten zu viel gesprochen und zu viel geneckt, und keiner von beiden wollte dem andern das erste ernste Wort geben und ihm zeigen, wie lieb er ihm sei. So gingen sie stolz aneinander vorbei und suchten sich und wollten sich doch nicht finden — wochenlang.

Am letzten Abend erst, als Thies Möller noch einmal allein auf dem Deich entlanggegangen war und weithin der Abend bunte Fahnen schwenkte über dem grauen Meer, war die Sehnsucht über ihn gekommen wie eine alles erstickende Flut, und ihm war gewesen, als könnte er nicht leben da draußen ohne Hoffnung auf Ebbe Wulf.

Da war er umgekehrt, als liefe er um sein Leben, und war mit keuchendem Atem zu später Zeit vor ihr Haus gekommen. Und Maren Wulf, Ebbes Mutter, empfing ihn wie einen Brautwerber; hochmütig und doch freundlich. Aber in der Stube hatte ein anderer gesessen, das war ein Seemann, der mit Kersten Wulf von Hamburg gekommen war. Und der erzählte von Fahrten und Schiffen, von fremden Ländern und Meeren, bis Ebbe Wulfs Augen glänzten und sie Thies Möller anlachte: „Sieh, du, wenn du auch so einer wärest!" Da war er trotzig und still geworden und hatte mit verkniffenem Mund zugehört, wie der andere erzählte, bis es Mitternacht wurde und Thies Möller Abschied nahm.

Ebbe Wulf hatte ihn hinausgebracht bis vor die Tür und hatte ihn angesehen und wohl auf ein Wort aus seinem Mund gewartet; aber der Bursche hatte gefühlt, als sähe das ganze Dorf auf den Fremden und ihn, und als spotteten sie und sähen ihn an wie vorhin Ebbe Wulf: „Wenn du wärest wie der!" Und Thies Möller hatte ihre Hand warm in der seinen gefühlt und hatte doch kein Wort gesagt und war hochmütig und stolz auf seinen Trotz in die Welt gegangen. —

Der Wattenarbeiter schritt schwer über den Schlick. Aus Rillen und Lachen wuchs das Wasser heimlich unter ihm, als strömte es aus der Erde empor. Möwen segelten hoch, und ihr verwunschener König schrie ungesühnt vor Neid und Qual. Ein warmer Regen trieb im West, der pfeifend in kurzen Böen vom Meer auffuhr.

Thies Möller dachte an die Jahre.

Ebbe Wulf war verheiratet, als er wiederkam, und hatte ihn angesehen wie einen Fremden, so lange war er fortgewesen, und so müde kam er zurück. Da war sein Trotz tiefer gegangen, bis ins Herz, und er war noch einmal hinausgezogen in die Welt. Und Ebbe Wulf war Witfrau, als er wiederkam, und ihr Junge spielte um ihre Knie. Aber der Trotz war der alte geblieben bei beiden. Sie grüßten sich kaum und sahen sich feindselig an, wenn sie sich trafen.

Und doch hatte Thies Möller einmal nachgeben müssen. Das war damals gewesen, als er seine Stellung als Fischerknecht in Brunskoog aufgab und jenseit der Bucht Wattenarbeiter wurde. Er war müde geworden, täglich zu kämpfen, und hatte zugegriffen, als er eine Stunde weiterziehen durfte, wo er Frieden hatte vor Ebbe Wulf. Nur heute lief Hans Wulf vor ihm übers Watt.

Der Regen rieselte sacht in feinem Staub zu Boden. In die Wolken war der West gefahren und zerrte sie wie

Segel im Wind. Es war, als hörte man ihr unruhiges Reißen und Knattern, als packten riesige Fäuste in ihre Schotten, und als klängen halbverwehte Rufe im Wind.

Da brach langsam ein gelber Widerschein vom Meer. Die Tropfen begannen zu blinken, wie splitternde Steine zu fallen. Eine riesige Lohe schlug dunkelrot auf im Westen und verbrämte Watt und Lachen mit brennenden Farben. Die Wolken schienen tief zu sinken, wurden bunt im Glanz der sterbenden Sonne und ließen rötliche Nebel zur Erde fallen.

Thies Möller sah sich um und wunderte sich, daß der Abend der gleiche war wie damals, als er aus seiner Heimat sollte. Und er vergaß die Zeit, die verronnen war, und lief mit seinen Gedanken noch einmal durch den dämmernden Abend über den Deich zu Ebbe Wulfs Haus. Der führte durch Nebel, als die Sonne gesunken war, durch Schwaden, die von der Böschung gegen ihn krochen, mit weißen Gesichern drohten und sich an ihn klammerten, als müßte er sie alle mit sich tragen auf seinem Weg.

Aber damals war er jung gewesen und hatte gespottet über die Nebel.

Thies Möller reckte sich plötzlich hoch auf, drehte sich um und starrte mit weiten Augen über das Watt. Die Sonne war gesunken, und fern vom Meer krochen braundunkle Wolken auf. Eine fröstelnde Kälte zog vor dem Abend her, und wie aus unsichtbaren Kelchen zogen ringsum in dünnen Fäden und Schleiern Nebel über das Watt.

Da sah er Fritz Lassen, der unruhig am Priel entlang dem Land zustrebte. Einen einzigen Augenblick starrte der Arbeiter über die Weite. Dann brach ein gurgelnder Ton: „De Jung!“ aus seinem Mund, und in wenigen Schritten war er am Wasser.

„Woneem is Hans?“ schrie er den Burschen an.

Der blickte ängstlich auf. „Ik weet nich. He is alleen wieder lopen (gelaufen).“

Thies Möller sah den andern besinnungslos an, dann fuhr eine zitternde Angst in ihm auf. Mit einem Ruck wandte er sich, setzte in langen Sprüngen am Priel entlang über Rinnen und Lachen und rannte atemlos in das weite, braune Watt hinaus, dahin, wo er Hans Wulf zuletzt gesehen hatte. Das Wasser wuchs unter ihm und schob vom Priel aus weiße Schaumstreifen über den geriffelten Schlick. Der West sprang auf und schnob über die dunkelnden Flächen, als wollte er sie freipeitschen für seine steigende Flut. Möwen flogen krächzend auf und suchten Schutz vor dem sinkenden Abend.

Thies Möller rannte, als gelte es sein Leben, rannte wie damals, als er hilfesuchend zu Ebbe Wulfs Haus über den Deich lief und die Nebel sich in seine Kleider krallten. Ihm fiel jäh ein, daß der Donnpriel seit drei Tagen einen neuen Weg weiter ab von Brunskoog wühlte, der tief und reißend war, daß kaum jemand sich darüber wagen durfte. Und er fühlte sich schuldig an dem Jung, der vor ihm über das Watt gelaufen war, als kennte er Priel und Strand wie einer der Alten.

Seine hastenden Gedanken flogen weit voraus, umgaben das Kind, und ihm war, als sei es sein eigenes, das da draußen irgendwo in Todesängsten durch die wachsenden Lachen irrte.

Da teilte sich der Priel in den alten und neuen Arm. Einen Augenblick suchte Thies Möller am Boden. Dann fand er kleine Fußtapfen, die über die Sandbarre am neuen Strom entlangliefen.

Vom Meer kam langsam eine dichte Nebelwand. Die kroch heran wie ein fahles Tier ohne Augen, das tausendfach wogende Arme ausstreckte und mit ihnen Flut und Land grau und endlos umschlang. Die Möwen flohen zum Land, und der Wind lag lautlos auf den Watten, als fürchte er sich. Schwer sank die Dämmerung und färbte die Fläche dunkel, und der Nebel wurde braun, düsterbraun im letzten Leuchten.

Thies Möller irrte, tappte verzweifelt durch die wachsende Flut und suchte einen Weg durch den Daak. Dann, als er am Priel mit keuchendem Atem entlanggelaufen war, ohne jemand zu finden, blieb er plötzlich stehen und schrie laut auf vor Qual und Angst um Ebbe Wulfs Jung, daß es gellend über die Watten schallte und den Abend zerriß. Einen Augenblick horchte er lautlos und beugte sich vor, als müßte der Nebel Antwort bringen, und ihm war, als hinge sein Leben an einem Zeichen. Als alles schwieg, reckte er sich noch einmal auf und schrie den Namen Ebbe Wulfs und ihres Kindes, als sollten seine Lungen bersten. Bis er von fern, jenseit des Priels, eine dünne Knabenstimme hörte, ängstlich und verhalten, als wagte sie nicht, den Nebel zu wecken. Da sprang Thies Möller in die aufspritzende Flut, watete bis an die Brust durch die Wasser, stemmte sich und rang wild gegen die reißende Strömung, bis langsam der Boden stieg und in weite, überschwemmte Wattenfelder verlief. Noch einmal schrie Thies Möller auf; da war die Stimme des Knaben nahe, und aus dem dämmernden Nebel löste sich seine schlanke Gestalt.

„Thies, Thies!“ Der Junge hing sich zitternd an ihn. Seine Glieder bebten wie im Fieber, und willenlos ließ er sich auf den Arm nehmen.

Langsam suchte Thies Möller durch die Flut seinen Weg. Zwei alte, halbgefüllte Priele, die er quer durchschritt, gaben ihm die Richtung nach Brunskoog. Dann verlor sich wieder alles in einer wachsenden, einfarbenen Wasserfläche, in der er sich mühsam durchzuarbeiten versuchte. Aber der Nebel wurde dichter, braungelb, und das Wasser um seine Knie wurde unruhig, fing an, schaumige Wellen zu werfen, spritzte und gischtete ringsum auf unter seinem Schritt. Thies Möllers Brust ging schwer, er keuchte und stöhnte, als brenne der Nebel in seiner Brust. Mitunter stolperte er, raffte sich wieder auf und suchte im Grau weithin nach Wesen und Händen, die ihm helfen könnten. Aber unbarmherzig quoll das Dämmern von allen Seiten auf ihn ein, und ihm war, als müßte er ersticken unter den dichten Leibern, die ihn rings umdrängten und sich schwer auf ihn und seine Last legten.

Da wuchs das Wasser wieder unter seinen Schritten. Ihm war, als neigte sich der Boden langsam, und als griffe die Flut gierig und schadenfroh nach seiner Kehle. Thies Möller blieb stehen und schrie noch einmal laut auf, schrie den einen Namen um Hilfe, als müßte der ihn erlösen von seiner Not.

Der Junge auf seinem Arm strich mit zitternden Händen über seine Brust und griff nach seinen Backen, als wollte er die streicheln.

„Mudder, Mudder“, sagte er leise und begann zu wimmern.

Thies Möller war, als dürfte er nicht vergehen, als dürfte Gott es nicht zulassen um des Jungen und des Weibes wegen.

„Ick lot di nich, Jung!“ sagte er und drückte seine Bürde fest an sich, und dann schrie er noch einmal wie ein wundes Tier, das sich gegen den Tod wehrt: „Ebbe Wulf, Ebbe Wulf, to Help, to Help!“

Er horchte mit allen Sinnen durch den Nebel, als müßte fern eine Antwort kommen. Da hörte er, wie weit

rechts hinaus der Schlepper, der vor Helmöort lag und beim Nebel keine Einfahrt fand, laut und warnend schrie, und da wußte Thies Möller auf einmal, daß er auf dem rechten Weg war, daß vor ihm Brunskoog liegen mußte, und daß er mitten im versandeten alten Priel war.

Und mit neuer Kraft beugte er sich und drängte gegen die Strömung, suchte er Halt in dem gleitenden Sand unter seinen Füßen und reckte den Leib aus dem Wasser, das gegen seine Brust stieg. Bis der Boden wieder zäher wurde und die Flut niedriger und aus dem Nebel ein zitterndes Feuer, das Lotsenfeuer von Brunskoog auftauchte.

Da riß Thies Möller noch einmal das Kind an sich. Ihm war, als müßte er jubeln, laut aufjubeln, und lachend schrie er in den Nebel hinein: „Komm, Jung, nu wüllt wi to Mudder!“

Angola.

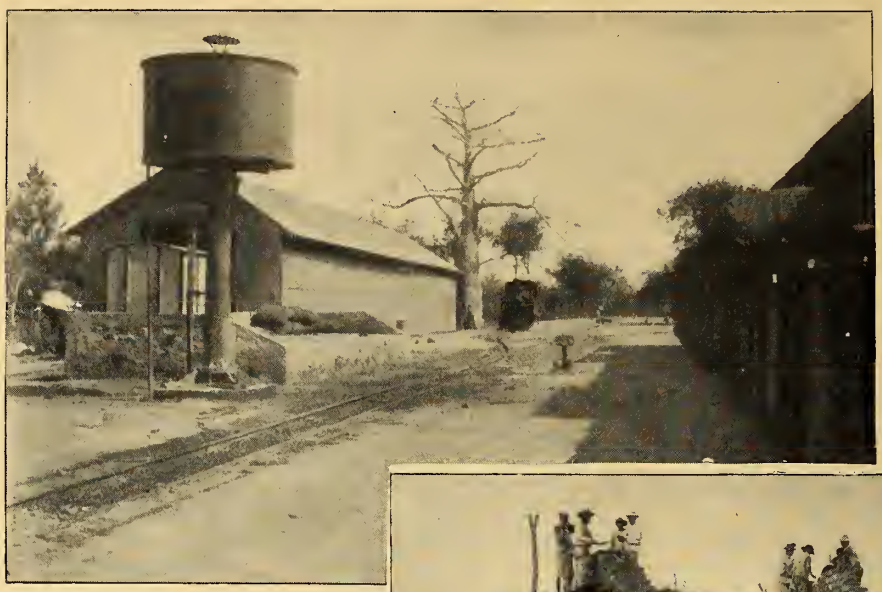
Von Dr. Paul Rohrbach. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Im November vorigen Jahres unterhielt ich mich in Benguella mit einem portugiesischen Großkaufmann und Grundbesitzer aus Bihé in Hochangola, der Landschaft, die als die Perle unter den gegenwärtigen und zukünftigen Besiedlungsländern Innerafrikas gilt. Auch die jüdischen Kolonisationspläne in Angola, die vor anderthalb Jahren bis zur Entsendung einer Studienexpedition und zu ausführlichen Verhandlungen mit der Republik Portugal gediehen waren, zielten auf Bihe; sie scheiterten dann an dem Verlangen, die jüdischen Kolonisten sollten weitgehende Selbstverwaltung und ein vollkommen geschlossenes Siedelungsgebiet, einen „Staat im Staat“, angewiesen erhalten. Mein Gewährsmann schilderte mir die Natur des Landes, das zwar gesund sei, aber trotz der Meereshöhe von 1400 bis 1600 Meter doch tropischere Anbaumethoden verlange, als man denkt, und fügte dann hinzu: „Kommen Sie lieber im nächsten Jahr nach Bihe, dann werden Sie mit der englischen Bahn bis zu uns fahren können!“ Heute, kaum ein halbes Jahr später, lese ich auf der Heimreise aus Afrika an Bord der „Lucie Woermann“, daß in der Tat die Schienen in diesem Sommer Bihé erreichen werden, und daß die Engländer in zwei bis drei Jahren an der Kongogrenze, an der Schwelle von Katango, zu sein hoffen, wo ihr Bahnbau hinzielt.

Missionspredigt in der Buschkirche.

Von Angola pflegt in kürzeren oder längeren Zwischenräumen als von einem Verhandlungsobjekt zwischen Deutschland und England mit oder ohne Beteiligung von Portugal die Rede zu sein. Bekannt ist auch, daß ein nicht veröffentlichter, heute vielleicht schon überholter deutsch-englischer Vertrag existiert, wonach im Fall, daß Portugal

Ein Pionier des deutschen Handels in den Tropen.



Station an der Mossamedes-Bahn.

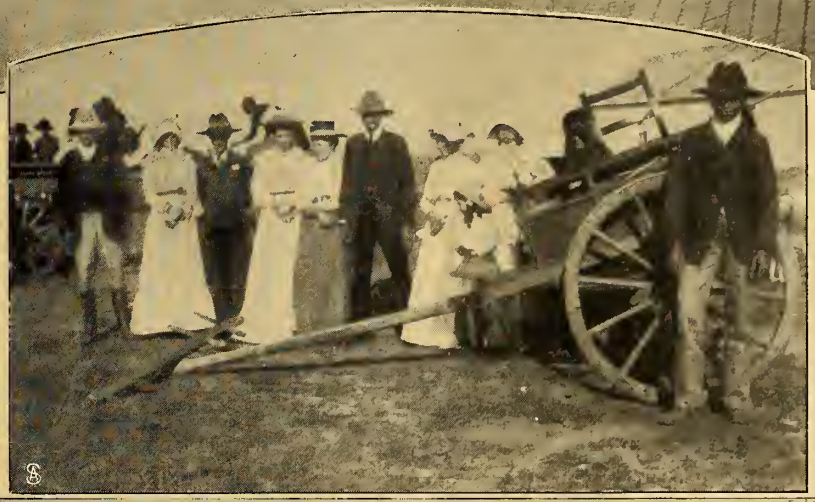
Hausbau auf dem Plan Alto in Humpata.

seine afrikanischen Besitzungen einmal zu veräußern bereit ist, England den Süden von Portugiesisch-Ostafrika und den Löwenanteil von Angola, Deutschland das Gebiet nördlich des Sambesi und ein bescheidenes Stück von Südangola erwerben sollte. Lassen wir sowohl diese als auch andere möglicherweise bestehenden Abmachungen beiseite, und vergegenwärtigen wir uns in Kürze den Wert des Landes an sich. — Angola ist teilweise aufgeschlossen durch drei Eisenbahnlinien, von denen die mittelste und am weitesten vorgeschrittene von einer englischen Gesellschaft gebaut wird. Sie geht aus von dem Hafen Lobitobai, zwei Dampfstunden nördlich von Benguella, berührt dies und Catumbela an der Küste, wendet sich dann landeinwärts, ersteigt das innerafrikanische Hochland in der Richtung auf Bailundo und Bihé, wo sie über 1400 Meter Seehöhe erreicht, und soll nach ihrer Vollendung die Mineralschätze Katangas den Ozeandampfern in Lobitobai zuführen. Lobitobai ist ein idealer Naturhafen — ich habe keinen besseren an der ganzen afrikanischen Westküste gesehen. Eine schmale, feste Sandzunge, die sich ins Meer hineingebaut hat, umschließt wie eine Mole ein tiefes, geräumiges und vollkommen geschütztes Becken. Ganz nahe am Ufer ist die Tiefe so groß, daß ein halbmondförmiger Pier nur wenige Meter ins Meer hineingebaut zu werden brauchte, um den großen Dampfern der Union-Castle-Linie das direkte Anlegen zu gestatten. Ebenso günstig ist übrigens die Tigerbai, südlich von Mossamedes, beschaffen, die früher einmal als Ausgangspunkt für eine Bahn durch Südwestafrika nach Johannesburg vorgeschlagen wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ähnliche Pläne in Zukunft wieder auftauchen. Ich war in Lobito mit einem portugiesischen Dampfer der Empreza Nacional, der in einem Tag 5000 Sack Kautschuk, ein Objekt von $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark, und verschiedene andere Ladung am Pier übernahm. Wild wachsender Kautschuk ist fast das einzige wichtigere Exportprodukt von Angola; der Anbau von Kulturgewächsen liegt ganz danieder, obwohl Kaffee, Baumwolle, Zuckerrohr, Plantagenkautschuk, Mais, Erdnüsse usw. sehr gut, zum Teil glänzend gedeihen. Vor allem werden nur verschwindende Mengen ausgeführt, weil die portugiesische Verwaltung außerstande ist, die Kolonie zu entwickeln. Angola ist etwa doppelt so groß wie Kamerun; das Hochland oder der Plan Alto, ein Gebiet von etwa 75 000 Quadratkilometer, gehört größtenteils zu den fruchtbarsten und

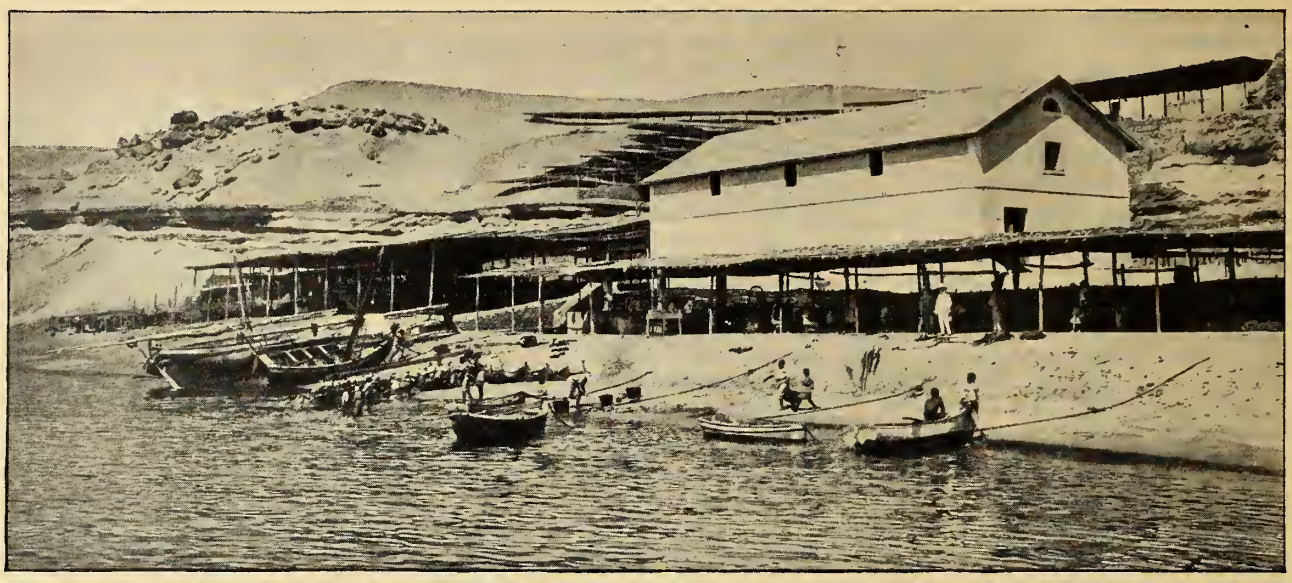
Dampfer der Union-Castle-Linie am Pier des Hafens von Lobito.

Ansicht von Benguella.

gesundesten und damit bewohnbarsten Teilen Afrikas. Allerdings gestattet das Klima nicht, wie von manchem geglaubt wird, den Anbau verschiedener europäischer Getreidearten auf Regenfall. Während der Regenzeit sind nämlich Feuchtigkeit und Wärme zu groß, und in der trockenen und kühlen Jahreszeit, wo es fünf bis sechs Monate überhaupt nicht regnet, muß künstliche Bewässerung angewandt werden. Es gibt aber



In der Küstenregion von Benguella: Oelpalmenzone. Oben: Buren von Humpata.



Fischereianlage in Mossamedes.

im Unterschied zu Südafrika eine Menge dauernd fließender Flüsse und Bäche. Bailundo und Bihé, das Erschließungsgebiet der englischen Bahn und landschaftlich wie klimatisch das beste Stück des Plan Alto, machen zusammen ungefähr die Hälfte von ihm aus.

Die beiden anderen Bahnen gehen von San Paulo de Loanda, der Hauptstadt der Kolonie, im Norden und von Mossamedes im Süden aus. Beide Plätze haben für die afrikanische Westküste sehr gute Hafenverhältnisse. Auch in Benguella sind sie leidlich. Der Charakter des Hinterlandes von Loanda ist ungefähr der gleiche wie die Benguellabahn entlang: erst ein heißes, hier und da ein steriles, aber von vielen fruchtbaren Flußtälern mit reichen Oelpalmenbeständen durchzogenes Küstenvorland; dann der Anstieg mit viel Urwald, in dem wilder Kaffee wächst, schließlich der Plan Alto. Dagegen führt die Mossamedeseisenbahn zunächst durch eine richtige tote Wüste, die Fortsetzung der südwestafrikanischen Namib. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich die gleichen Massen von Flugsand, Geröll und Verwitterungschutt, die gleichen grundwasserhaltigen, oberirdisch trockenen Flußtäler und weiter landeinwärts die gleiche Dornsteppe erblickte wie bei der Fahrt von Swakopmund nach dem Innern von Südwest. Die Loanda- und die Benguellabahn haben eine Spurweite von 1 Meter bzw. $3^1/_2$ englischen Fuß (die sogenannte Kapspur), die von Mossamedes ausgehende Linie hat 60-Zentimeter-Spur wie die Otavibahn; das Material stammt von einer Berliner Firma. Leider ist sie einstweilen wegen Geldmangels in der Staatskasse bereits am Fuß des Hochlandes steckengeblieben, das hier im Chellagebirge mauerartig steil gegen den Küstenstrich abstürzt. Der Aufstieg muß zu Pferde oder in weitem Bogen über einen zur Not fahrbaren Paß mit Ochsenwagen gemacht werden.

Uebung der portugiesischen Artillerie in Lubango.

Die Ochsenwagen sind in Süd- und Mittelangola durch Buren aus Transvaal eingeführt worden, die zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunders unter Führung von Jakobus Botha und Johannes Jordaan durch die Kalahari und das heutige Südwestafrika einwanderten: Jordaan ging zurück nach Südwest und wollte in Grootfontein-Nord eine Burenrepublik gründen, Upingtonia; der bereits in der Ausführung begriffene Plan scheiterte an der Ermordung des Führers durch den Ovambohäuptling Kambonde. Den alten Kommandanten Botha, eine Patriarchengestalt von wahrhaft biblischem Aeußern, habe ich selbst noch bei meinem Besuch in Humpata, dem Zentrum der Burensiedlung auf dem südlichen Hochland, gesehen und gesprochen. Die Buren hausen dort ganz wie in Transvaal; in Tracht, Sitte und Sprache haben sie sich nicht geändert, und Vermischung mit den Portugiesen kommt kaum vor.

Die bedeutendsten natürlichen Werte, die Angola besitzt, sind die Fruchtbarkeit seines Bodens und seine in den meisten Bezirken zahlreich vorhandene und kräftige Eingeborenenbevölkerung. Die weiten Wald- und Savannengebiete von durchschnittlich 900—1100 Meter Seehöhe, zu denen sich das Hochland nach Osten und Süden hinabsenkt, sind noch wenig bekannt und unterliegen kaum irgendwelcher Verwaltung, aber es sind große Arbeiterreservoire für die Zukunft. Der

Einfluß der portugiesischen Behörden und Militärstationen beschränkt sich auf den Plan Alto, das Küstengebiet und den Grenzstrich gegen Südwestafrika; das Städtchen Lobango, etwa 1700 Meter hoch in gesunder und hübscher Lage, ist der Sitz des Gouverneurs der südlichen Binnenprovinz. Von dort aus habe ich Humpata und die Hauptniederlassung der französisch-katholischen Mission in Huilla besucht. Zweierlei hat mir bei den Patres besonders imponiert: die bewundernswerte Kulturarbeit, die sie durch die Einführung und den erfolgreichen Anbau zahlreicher europäischer Nutzgewächse geleistet haben, und die kluge Nüchternheit ihres Urteils über die Eingeborenen — nicht nur gewissenhafte Erziehung braucht der Neger, sondern auch dauernde Leitung. Dann vermöge er Tüchtiges zu leisten.

Angola ist ohne Zweifel eins der für die Zukunft am meisten versprechenden Länder Afrikas. Im Süden, bei Mossamedes, Port Alexander, Tigerbai, ist der Fischreichtum der Küstengewässer sehr groß; die dortigen Fischereien entwickeln sich, und der Walfang liefert gute Erträge. Im Innern gibt es Land und Arbeitskräfte für Pflanzungsunternehmungen großen Stils, und das Hochland vermag einer weißen Kolonistenbevölkerung von Hunderttausenden gute Daseinsmöglichkeiten zu bieten. Was fehlt, sind eine geregelte leistungsfähige Verwaltung und Kapitaleinfuhr!

Der Handel Angolas könnte heute schon viel größer sein ohne das portugiesische Protektionssystem. Soweit fremde Nationen in Frage kommen, stand früher England so gut wie außer Konkurrenz da; dann fing Deutschland an aufzukommen, und im Lauf der letzten zehn Jahre ist die deutsche Einfuhr an die Spitze aller nichtportugiesischen Herkünfte gelangt. An allen wichtigen Plätzen findet man Reisende, Musterlager und Vertretungen von Hamburger und Berliner Exportfirmen, die insgesamt Millionenwerte umsetzen.

Hortensien.

Von Prof. Dr. Udo Dammer. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen von J. Boyer.

Alles kehrt wieder, auch die Modeblumen. Als der berühmte Arzt Philibert Commerson, der Bougainville auf seiner Reise um die Welt begleitet hatte, im Jahr 1788 aus Japan die Hortensie nach Europa brachte, da ahnte er wohl kaum, daß diese Pflanze in kurzer Zeit die Pflanzenfreunde in eine gelinde Raserei versetzen würde. Wenn man jetzt die überschwenglichen Verse liest, die auf diese Pflanze damals geschmiedet wurden, dann vermag man nicht recht zu begreifen, was eigentlich diesen etwas sonderbaren Enthusiasmus auslösen konnte.

Dich sandte Flora uns aus China und Japan,
Den kalten Norden zu entzücken — der Rose Pracht,
Sie muß sich bücken bei deinem Anblick!
Ja, du scheinst ein schöner Wahn —
Ein süßer Traum den trunkenen Sinnen;
Gleich Luftgebilden, die zerrinnen!
Der zweifelhafte Blick hängt an dem Zauberreiz,
Wie an des Erzes Glanz der nimmersatte Geiz.

Diese kleine Probe aus einem solchen Gedicht, das uns Frau von Strantz in ihrem viel zu wenig bekannten Buch „Die Blumen in Sage und Geschichte“ mitteilt, möge genügen, um eine Vorstellung von der Ueberspanntheit jener Zeit zu geben. Heute sind die Hortensien beliebt, weil sie, entsprechend unserm heutigen Geschmack, große Blütenstände tragen, die eine gute Massenwirkung abgeben, dazu die gute Eigenschaft besitzen, daß ihre Blumen ungewöhnlich lange dauern. Letzteres hat seinen besonderen Grund. Die Blumen sind nämlich gar keine Blumen im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern vergrößerte Kelche. Die eigentlichen Blumen sind fehlgeschlagen. Daher kommt es auch, daß wir trotz der langen Blütendauer niemals Früchte an den Hortensien antreffen.

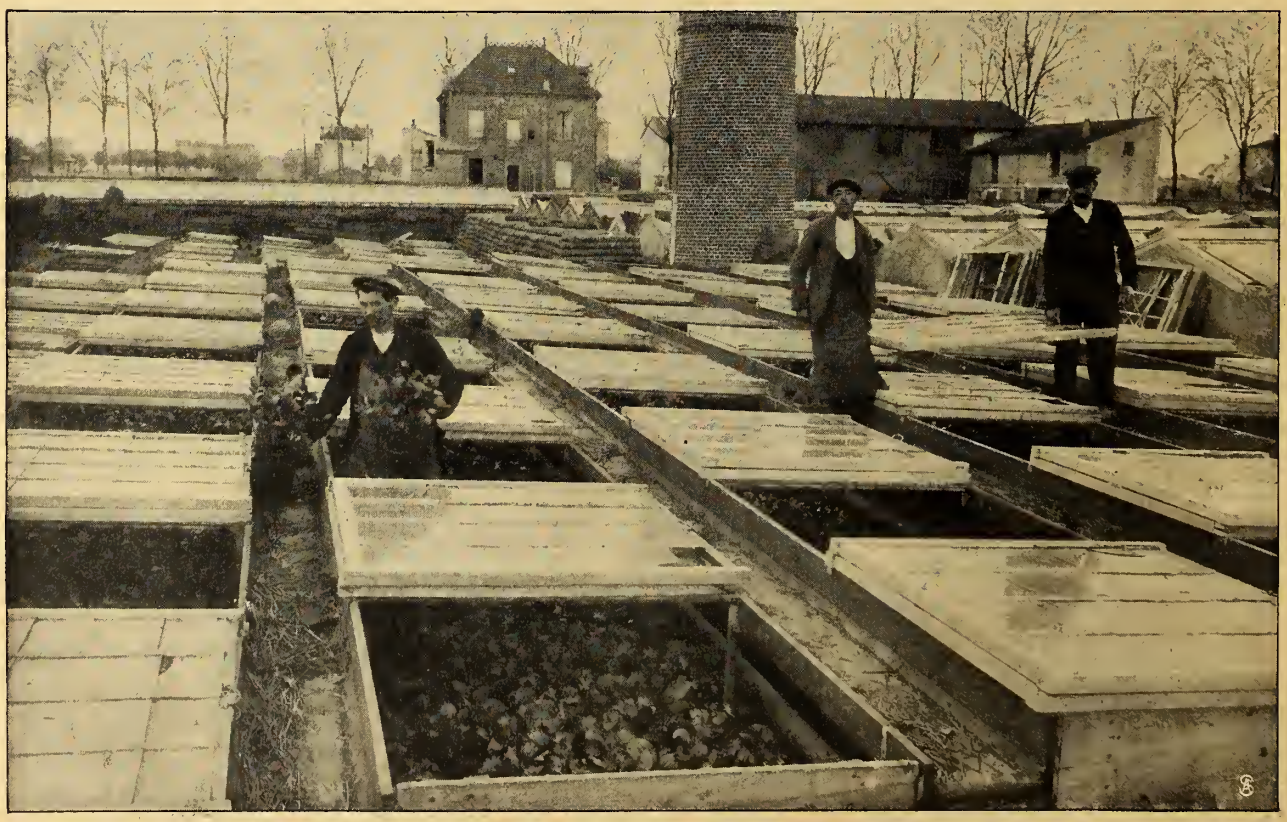
Über den Namen Hortensie gehen die Ansichten auseinander. Die früher vielfach geäußerte Ansicht, daß die

Hortensien in voller Blüte.

Beseitigung der nicht blühfähigen Triebe.

Pflanze nach der Königin Hortense benannt sei, ist sicher nicht richtig. Commerson hat die Pflanze entweder zu Ehren der Gattin seines Freundes, des Uhrmachers Lepante, oder zu Ehren seiner Reisebegleiterin Hortense Barré benannt, die in Männerkleidern an der Reise teilnahm. Die Botaniker nennen die Pflanze Hydrangea hortensis. Der Gattungsname soll die Ähnlichkeit der Frucht mit einem Wasserglas ausdrücken. Außer der Gartenhydrangea kennen wir noch etwa dreißig andere Arten, die in Ostasien, auf Java, im Himalaja, in Nordwest- und Südostamerika heimisch sind. Einige von ihnen sind auch in Kultur, wie die jetzt vielfach angepflanzte Hydrangea paniculata aus Japan und die seltenere Hydrangea arborescens aus Nordamerika. Von der Gartenhortensie kennt man eine ganze Anzahl Varietäten, zu denen aber nicht die blaublühenden Formen zu rechnen sind, weil diese Farbe künstlich erzielt wird. Wenn man nämlich Eisen oder Alaun der Erde beimischt, dann erzielt man, wenn auch nicht immer, blaue Blumen; ja, es kommt auch vor, daß die gleiche Pflanze in einem Jahr rosenrote, im nächsten blaue Blumen trägt.

Die Kultur der Hortensien ist die denkbar einfachste. Während der Vegetationsdauer wollen sie möglichst viel Wasser haben, während des Winters aber ruhen und infolgedessen nur ganz wenig Wasser. Ein torfhaltiger Lehm mit recht viel verrottetem Dung sagt ihnen am besten zu. Mancher Laie wundert sich wohl über die kleinen Pflanzen, die so große Blütenstände tragen. Das Geheimnis löst sich sehr einfach. Die Pflanze läßt sich nämlich sehr leicht durch Stecklinge vermehren. Nimmt



Die Anzucht der Hortensien in Beeten.

Im Hortensientreibhaus.

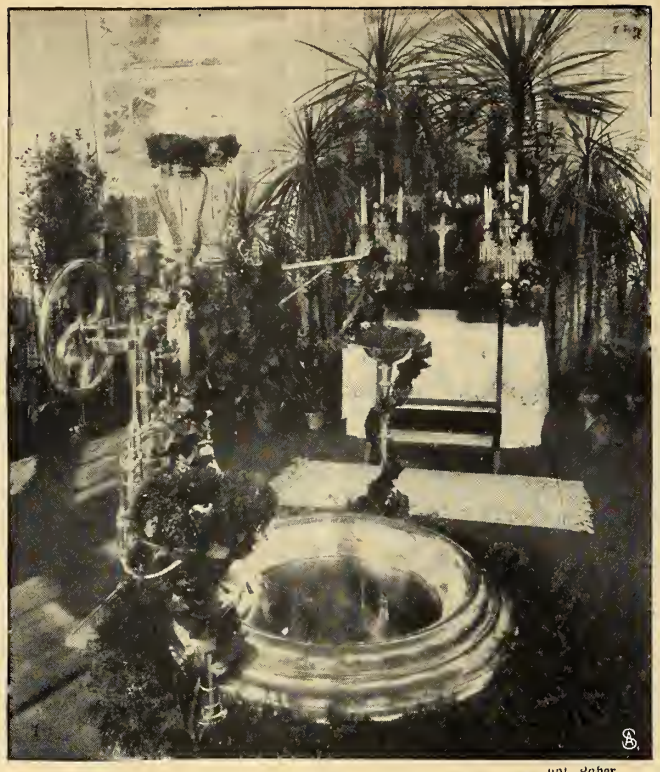
man nun im Spätsommer von kräftig ernährten Pflanzen die ausgereiften Triebe und behandelt sie als Stecklinge, so werden sie im nächsten Frühjahr, nachdem sie sich bewurzelt haben, sicher zur Blüte kommen. Die Blüte erscheint meist nach dem vierten Blattpaar, so daß man schon bei jungen Pflanzen verhältnismäßig früh sehen kann, ob sie blühen werden. Man kann also schon sehr frühzeitig die Nichtblüher ausscheiden und dafür Platz für andere Pflanzen gewinnen. Wie sich im Gartenbau alles heutzutage spezialisiert, so auch die Hortensienkultur. Hortensienzüchter ziehen alljährlich die Stecklinge zu Tausenden in Mistbeeten heran und machen damit ein glänzendes Geschäft. Die kleinen Pflanzen werden zwar gern gekauft; sie sind aber, streng genommen, zu plump. Um die Pflanzen in ihrer vollen Schönheit kennen zu lernen, muß man große Pflanzen gesehen haben. Diese lassen sich bei dem schnellen Wachstum der Pflanzen in wenigen Jahren heranziehen. Da erhält man dann Pflanzen von einem Meter und mehr Durchmesser, die mit den großen Blütenständen überfät sind und dann erst die volle Schönheit der Pflanze zur Geltung bringen.

Bilder aus aller Welt.

Zum erstenmal veranstaltete in diesem Jahr der Vaterländische Frauenverein im Berliner Abgeordnetenhaus eine Wanderausstellung. Sie bietet einen Ueberblick über das gesamte Wirken des Vereins und soll im ganzen Vereinsgebiet, in ganz Deutschland, umherwandern und dem Verein und seinen humanen Bestrebungen und Zielen neue Freunde gewinnen.

Die Abteilung: „Fürsorge für Kinder, Siechе und Alte".

Die erste Wanderausstellung des Vaterländischen Frauenvereins im Abgeordnetenhaus zu Berlin.



Phot. Zaber.

Der blumengeschmückte Brunnen mit dem Altar.
Zur Brunnenweihe in Franzensbad.

In traditioneller Weise wurde vor kurzem in Franzensbad das Fest der Brunnenweihe gefeiert. Nach Zelebrierung des Hochamtes begaben sich die Festteilnehmer zur festlich geschmückten Franzensquelle, wo der kirchliche Weiheakt in feierlicher Weise stattfand.

Phot. Hansi Schwarz.

Hans Goldschmidt,
Berlin, Inhaber des Verlags Albert Goldschmidt, feiert das 50jährige Geschäftsjubiläum.

Phot. [illegible]

Geh. Admir.-Rat Hildebrand,
Kiel,
beging sein 25jähr. Dienstjubiläum.

Dr. O. Kappesser,
Bruchsal,
beging sein 60jähr. Doktorjubiläum.

Hans Goldschmidt, Herausgeber von Griebens Reiseführern und Inhaber der bekannten Verlagsbuchhandlung Albert Goldschmidt, Berlin, feierte das 50jähr. Geschäftsjubiläum.

Geh. Admiralitätsrat Hildebrand, Kiel, wurde gelegentlich seines 25. Dienstjubiläums zum Wirklichen Geheimrat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt.

Dr. med. O. Kappesser, Generalarzt a. D. in Bruchsal, feierte vor kurzem sein 60jähr. Doktorjubiläum. Der Jubilar hat in völliger geistiger und körperlicher Frische sein 83. Lebensjahr erreicht.

Schluß des redaktionellen Teils.

Wenn man das Bedürfnis nach einer gründlichen Kräftigung und Auffrischung verspürt, dann versuche man das wohlschmeckende Biomalz. Es gibt wohl kein einfacheres, bequemeres und angenehmeres Mittel; keines erfreut sich einer gleich großen und uneingeschränkten Beliebtheit wie Biomalz. Neben der Hebung des Kräftegefühls tritt fast immer eine auffallende Besserung des Aussehens ein. Man fühlt sich geradezu wie verjüngt.

Man kann Biomalz auch als Kochzusatzmittel benützen und erzielt damit nicht nur größeren Wohlgeschmack, sondern auch eine erhebliche Verbesserung und Verbilligung des Mittagbrotes. Nach dem Biomalzkochbuch kann man ein Mittagbrot für 5 Personen durchschnittlich für 1 Mark herstellen. Das Biomalzkochbuch ist bis auf weiteres von der Chem. Fabrik Gebr. Patermann, Teltow-Berlin 1, kostenlos zu beziehen.